Wallenstein in Mecklenburg.

Zweiter Band.

Herzog Wallenstein

in

Mecklenburg.

Historischer Roman

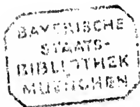
von

Julius von Wickede.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Inhaltsverzeichniss.



1.
Bürgerleben in Stralsund.

Wer an einem schönen, klaren Nachmittage im Spätherbst des Jahres 1627 an dem Hafenufer der guten alten Stadt Stralsund, ihrem Range nach die sechste Stadt des einst so mächtigen Hansebundes, umherschlenderte, der hatte vollauf Grund, sich über die dort herrschende rege Geschäftigkeit im Handel und Wandel zu freuen. Ueber ein Dutzend stattlicher Kauffahrteischiffe waren mit frischem Nordwestwind aus dem Sunde an die Stadt gekommen, und es galt nun, die Ladung aus ihrem rundbauchigen Rumpf bald möglichst zu löschen und in die hohen Speicher zu bringen. Die Mehrzahl dieser Schiffe kam aus Drontheim, und der scharfe Häringsgeruch, der aus den geöffneten Luken über das Verdeck strömte,

verkündete schon den Nasen, was sie für Fracht brachten, ohne daß es der Augen noch dazu bedurft hätte. Nun, das Geruchsorgan weder der Mannschaft noch der am Ufer befindlichen Personen war so verwöhnt, um an dem Duft einer recht scharfen, salzigen Häringslake nur das mindeste Mißfallen zu finden. Im Gegentheil sogar, je schärfer die Häringsfässer rochen, desto heller mußte der Flombering sein, den sie bargen, und da der Häringshandel mit einen Haupterwerbszweig der Seefahrt und Handel treibenden Bevölkerung von Stralsund bildete, so freute man sich, daß die „Nordlandsfahrer," wie damals die nach Norwegen segelnden Schiffe allgemein genannt wurden, so gute Waare mitgebracht hatten. Der Winter hier oben in Vorpommern war gewöhnlich lang und kalt, und ein fetter Drontheimer Häring zur heißen, würzigen Biersuppe war sowohl in den wohlhabenden Bürgerhäusern, wie auf den Rittergütern eine sehr geschätzte Winterspeise. Mit den Häringsfässern hatten diese Nordlaudsfahrer aber auch viele Fässer mit Fischthran geladen, deren Geruch ebenfalls nicht sonderlich einladend war, so daß es wirklich schon abgehärteter Nasen bedurfte, um sich am Bord eines solchen Fahrzeuges wohl und behaglich zu finden. Was machten

sich aber die Schiffer und ihre Leute viel daraus, welche Odeurs ihre Nasen einsogen, wenn die Fracht nur so viel Geld einbrachte, um ihre Kehlen stets mit starkem Branntwein anfeuchten zu können! Es war ein rauhes, ja sogar wohl mitunter sogar rohes Geschlecht, welches am Bord dieser pommer'schen Nordlandsfahrer hauste, und wenn selbst in jetziger Zeit die Seeleute häufig in dem Rufe stehen, gerade nicht die allerfeinsten Umgangsformen zu besitzen, so war dies vor mehr denn zweihundert Jahren noch in ungleich erhöhterm Grade der Fall. Die Capitäne oder, wie sie damals allgemein hießen, „Schiffer" mußten, altem Rechte nach, Stralsunder Bürgersöhne und in der Stadt seßhaft sein, denn sonst war ihnen nicht gestattet, unter deren Flagge Schiffe zu führen. Das Gesetz des starren Zunftwesens und des Herkommens, daß der Sohn wo möglich wieder das Gewerbe des Vaters ergriff, herrschte damals noch allgemein in den Hansestädten, und zeigte sich besonders in dem Seefahrerstande, der ja mit ihren Haupterwerbszweig bildete, scharf ausgeprägt. Es war selten, daß ein Junge, der nicht einer Schifferfamilie angehörte, zur See ging, noch seltener jedoch, daß junge, kräftige Schifferssöhne nicht ebenfalls wieder das Gewerbe des Vaters er-

griffen. So erbte sich in bestimmten Familien von Geschlecht zu Geschlecht der Schifferberuf fort. Die Jungen aus diesen Häusern, die kaum die Hosen anhatten, lagen schon in den Booten im Hafen, und übten sich von Kindheit an mit dem Elemente, auf dem sie später den größten Theil ihres Lebens zubringen sollten, ja, was gar vielen von ihnen auch als Grab diente, möglichst vertraut zu werden. Allzu viele Gelehrsamkeit ward damals von dem Schiffer eines Kauffahrers nicht gefordert. Steuermannsschulen waren unbekannt, und gedruckte Folianten der Steuermannskunst, an denen sich jetzt viele junge Seeofficiere die Augen so verderben müssen, daß es fast schier nöthig ist, sie setzten noch früher eine Brille auf die Nase, bevor sie nur ein eigenes Fahrzeug zur Führung erhalten, kannte man damals nicht einmal dem Namen nach. In den Satzungen der meisten Seestädte des alten Hansebundes war es jedoch vorgeschrieben, daß jeder Schifferssohn, bevor er die Führung eines eigenen Fahrzeuges erhalte, vor dem Aeltesten der Seefahrer-Innung ein mündliches Examen, in welchem bestimmte Fragen vorgeschrieben waren, ablegen müsse. Diese Fragen bezogen sich größtentheils jedoch nur auf praktische Vorkommenheiten im Seefahrerleben und ferner

auf die genaue Kenntniß der verschiedenen Förmlichkeiten und streng vorgeschriebenen Ceremonien, die beim Ein- oder Auslaufen in den verschiedenen Häfen, bei der Anmeldung in den Kaufhäusern und bei anderen derartigen Gelegenheiten erfüllt werden mußten. Auf die genaue Kenntniß aller dieser Förmlichkeiten legte man damals oft ein größeres Gewicht, als auf manches andere Wissen, und es gab gar viele alte Schiffer, die zwar Jahr aus Jahr ein ihre Fahrzeuge mit großem Glück führten und ihren Rhedern reichen Gewinn in die Kassen brachten, und doch den Frachtbrief, statt mit ihrem Namen nur mit einem einfachen Kreuz unterzeichnen konnten, da sie auch sogar in den ersten Anfangsgründen der edlen Schreibkunst gänzlich unerfahren waren. Dieses unverhältnißmäßige Uebergewicht der Praxis über die Theorie ward noch mehr dadurch gesteigert, daß zu jener Zeit die meisten Schiffer mit ihren Fahrzeugen Jahr ein Jahr aus nur stets bestimmte Fahrten machten, ohne, wie es jetzt der Fall, mit ihren Schiffen bald da, bald dorthin zu segeln. So gab es „Nordlandsfahrer,“ die nur nach den norwegischen Häfen, „Schonenfahrer,“ die nach Schweden, „Mittelseefahrer,“ die nach den Häfen des Mittelmeeres, besonders Venedig und Genua, segelten, „Eng-

lands= und Hollandsfahrer" u. s. w., während die Seeleute, die über den Ocean gingen, „Seefahrer von der langen Reise" genannt wurden und sich durch phantastischen Schmuck an ihrer Kleidung häufig vor ihren Genossen auszeichneten.

Wenn aber die theoretische Bildung aller Angehörigen des Seefahrerstandes damals nur eine äußerst geringe war und der Schiffer kaum so viele Bildung besaß, als jetzt der unterste Matrose, so mußten Kraft, Muth und Kaltblütigkeit in diesem Stande doch in besonders hohem Grade vorhanden sein. Das Leben eines Seemannes ist stets ein sehr gefährliches gewesen, und wird dies auch für alle ferneren Zeiten bleiben, damals war dies aber noch in ungleich höherem Grade als jetzt der Fall. Die Schiffsbaukunst stand hinter der Gegenwart weit zurück, und die Schiffe waren plump, schwerfällig segelnd und schlecht dem Steuer gehorchend. Dazu fehlte es an den trefflichen Instrumenten der Chronometer, Compasse, Nachtferngläser, dann an den Seekarten und Vermessungen aller Art, welche es jetzt dem gebildeten Seemann ermöglichen, die Fahrt seines Schiffes über des Oceans weite Flächen mit derselben Sicherheit zu berechnen, als befinde er sich auf dem engen, ihm längst bekannten Binnenwasser.

Auch die Leuchtthürme, die jetzt in dunkler Sturmesnacht dem auf tobendem Meere umhergeworfenen Schiffe so häufig als rettende Sterne erscheinen, um die Einfahrt in den sichern Hafen zu zeigen, oder auch vor der Nähe gefährlicher Klippen und verborgener Sandbänke zu warnen, fehlten damals fast gänzlich. Die Einfahrt in die meisten Häfen war sehr gefährlich, und das unglückliche Fahrzeug, welches irgendwo strandete, sicherem Verderben preisgegeben. Lootsen mit ihren festen Kuttern, Rettungsmaschinen und wie diese verschiedenen Anstalten unserer humanen Zeit noch weiter heißen, die alle den Zweck haben, einem gestrandeten Schiffe Hülfe zu bringen, waren zu jener Zeit fast noch gar nicht da. Im Gegentheil sogar, die rohen Bewohner des Strandes an den meisten Küsten Europas waren erfreut, wenn recht viele Schiffbrüche in ihrer Nähe vorkamen, da sie die Trümmer der gestrandeten Fahrzeuge, und was sonst die See dem Lande zutrieb, als ihre rechtliche Beute betrachteten. Gar mancher wilde Kampf zwischen geretteten Schiffbrüchigen, welche die letzten Trümmer ihrer Habe mit bewaffneter Hand zu vertheidigen suchten, und räuberischen Strandbewohnern, die sie mit roher Habgier anfielen, ist zu jener Zeit geführt worden. Liegt doch die

Zeit noch gar nicht so fern, wo in den Kirchen von Rügen, Helgoland, Jütland, dann in Schottland und Norwegen sogar von den Predigern darum gebeten wurde, daß der Herr den Strand segnen möge, das heißt, daß viele Schiffbrüche, deren geretteter Güter man sich bemächtigen könnte, daselbst geschehen sollten. Auch auf dem offenen Meere drohten damals den Schiffern viele Gefahren, die unsere Gegenwart kaum noch kennt. Wie auf den Landstraßen Raub und Anfall, so war auch auf dem Meere Seeräuberei nur zu häufig. Auf den amerikanischen und indischen Meeren kreuzten die gefürchteten Schnellsegler der Boucaniers, welche Jahrhunderte lang ihr blutiges Unwesen trieben, und selbst von der spanischen, englischen und holländischen Armada nicht vertilgt werden konnten. Das Mittelmeer ward durch die Kaperschiffe der Raubstaaten Algier, Tunis, Tripolis und Marocco auf das höchste gefährdet, und gar viele Tausende von christlichen Seeleuten sind in elender Sclaverei in jenen Ländern verschmachtet, und selbst auf unseren norddeutschen Meeren trieben freche Seeräuber, unter denen die sogenannten „Victualienbrüder" die bekanntesten sind, ihr Unwesen. So konnte denn damals kein Fahrzeug unbewaffnet auslaufen, und selbst die

Führer und Matrosen friedlicher Kauffahrteischiffe mußten wohl geübt in dem Gebrauch von Wehr und Waffen sein. Gar derbe, trotzige Gestalten waren daher auch die Schiffer und Steuerleute der jetzt im Stralsunder Hafen ihre Ladung löschenden Nordlandsfahrer. Mit breiten, festen Schritten wußten sie aufzutreten, und in dem Ausdruck ihrer von Wind und Wetter, oft auch wohl von dem zu übermäßigen Genuß starker Getränke — damals überhaupt ja ein Uebel der Zeit, welches durch alle Stände ging — braun gerötheten Gesichter lag ein Gefühl von Kraft und Muth, welches schon imponiren konnte. Wie die Schiffer selbst und ihre Steuerleute, die fast alle Stralsunder Bürgerskinder waren, zeigten sich auch die Matrosen ihrer Fahrzeuge. Sie waren größtentheils auf dem „Darst oder dem sogenannten Fischlande," einer langen, schmalen Halbinsel, welche sich zwischen den beiden Hafenstädten Rostock und Stralsund unweit des Städtchens Ribnitz in die See erstreckt, zu Hause. Ein echtes und rechtes Geschlecht von Seeleuten hat von jeher auf diesem Fischlande gelebt und sich stets bis auf unsere Jetztzeit dort fortgeerbt. Der Boden hier ist sandig und unfruchtbar, und erzeugt nur Weniges, was der Mensch zu seiner Bekleidung und

Nahrung bedarf. Was aber die Erde versagt, muß das Meer hier liefern, und wie schon der Name „das Fischland" besagt, ist die Bevölkerung größtentheils auf den Unterhalt, den ihnen der Fischfang hier liefert, angewiesen. Die schäumenden Wellen der oft sehr wild tobenden Ostsee sind das Feld, auf denen diese Fischländer ernten, der scharfe Kiel des Bootes ihr Pflug, das schwere Schlagruder das Werkzeug, welches ihnen den Lebensunterhalt erwerben muß. So wie der Knabe kaum laufen kann, nimmt ihn auch der Vater mit in das Boot hinaus auf die See zum Fischfang, um dort beim Auslösen der Fische aus den Maschen der Netze, oder beim Aufstecken des Köders auf die Legangeln mit seinen kleinen Fingern zu helfen, und fast eine größere Zeit als auf dem Festlande verbringt nicht allein der Jüngling und Mann, sondern auch schon der kaum erwachsene Knabe alljährlich auf dem Meere. Und wie kaum die Confirmation im vierzehnten Lebensjahre vollzogen ist, da hält den Fischländer Jungen nichts mehr in der engen Heimath, er verdingt sich als Schiffsjunge auf einem Stralsunder oder Rostocker Kauffahrer, und kreuzt nun unablässig auf allen Meeren des Erdballs umher, bis oft erst den Mann im gereifteren Lebensalter die Sehnsucht

nach der Gründung einer eigenen Familie wieder in die Heimath zurückführt. So haben es diese Fischländer, ursprünglich Abkömmlinge von eingewanderten Friesen, stets gehalten, und werden hoffentlich auch noch für die folgenden Generationen dieser guten alten Sitte ihrer Väter getreu bleiben.

Gar fördernd gedieh jetzt am Hafenufer in Stralsund die Arbeit des Löschens unter den kräftigen Händen dieser breitschulterigen Fischländer Matrosen. Wie die Bärenpratzen so breit und riesig waren ihre Hände, und sie erfaßten die schweren Härings- und Thranfässer, und rollten sie so behende vor sich hin, als wären sie nur leichtes Kinderspielwerk. Wenn diese Seebären mit den wuchtigen scharfen Enterbeilen, oder den langen spitzen Piken, von denen damals jedes Schiff einen gehörigen Vorrath am Bord führte, dareinschlugen, so mußte es wahrlich zerschmetterte Schädel und zerbrochene Glieder der Feinde, die selbst der geschickteste Wundarzt nicht wieder zu heilen vermochte, in Menge geben. Und wie wohlgefällig standen die Schiffer in ihren dicken blauen Friesröcken und schwarzen Wachstuchhüten dabei am Bord der Schiffe, überwachten die rüstige Arbeit ihrer Matrosen, und schnitten sorgfältig im Kerb-

holz die Zahl der bereits an das Land beförderten Fässer an! Am Ufer selbst arbeiteten die Quartierleute und Strandfuhrleute, ebenfalls lauter feste, kernige Gestalten von echt pommer'schem Schlage, nach damaliger Zeit alle in feste Gilden getheilt, nicht minder eifrig, alle gelandeten Güter in das Innere der Stadt zu befördern. Hie und da stand auch ein Kaufmannsdiener daneben, der mit dem Rothstift sich auf der Pergamenttafel in der Linken die Zahl der von ihm übernommenen Fässer gewissenhaft notirte, oder genau überwachte, ob auch ein Tonnenreifen gesprungen sei und der Thran aus dem Fasse lecke, oder ein Häringsfaß so weit geborsten war, daß die fetten Häringe zu verlockend für die Gelüste der überall umherlungernden Straßenjungen hervorsahen. Auch einzelne Kaufherren, alle in weite schwarze Mäntel gekleidet, den kurzen Degen, wie es damals dem seßhaften Mann von Würde und Ansehen geziemte, an der Seite, kamen in langsamen, würdevollen Schritten an den Strand gegangen, um sich an dem reichen Vorrath der Waaren, welche ihnen die Schiffe gebracht hatten, zu erfreuen. So ein alter, angesehener Kaufherr in einer deutschen Hanse- und Seestadt war damals in der Regel eine sehr nobele Persönlichkeit, der bereitwillig von dem

Volke auch die größte äußere Achtung erwiesen wurde. Selbst die rohesten Fuhrknechte zogen gar tief ihre Lederkappen, wenn der oder jener berühmte Kaufherr bei ihnen vorüberschritt, und lenkten bereitwillig ihre schweren Karren mit den plumpen Gäulen aus dem Wege, um ihm die bequemen Stellen in den vielfach noch ungepflasterten Straßen freizulassen. Und nun gar wenn der Kaufmann zugleich auch Rheder eines Schiffes war, so wurde er bei dessen Besuch ungemein geehrt. Auch der gröbste Schiffer, dem Höflichkeit und Rücksicht sonst fast gänzlich unbekannte Begriffe waren, versuchte eine Art von Kratzfuß, der freilich oft unbeholfen genug ausfiel, zu machen, wenn sein „Herr Patron," wie er den Rheder nannte, ihm die Ehre eines Besuches am Bord erwies, und was er an besonderen Leckerbissen aus den fernen Häfen, von denen er kam, nur am Bord führte, prangte gewiß auf dem sauber gedeckten Tische in der kleinen Capitänskajüte. Die Sitte erforderte damals auch, daß, wenn der Rheder am Bord war, das Schiff seine Flagge aufhißte, mit dem Löschen der Waaren einhielt, und ein Matrose mit dem blanken Enterbeil in der Hand als Wache an der Schiffstreppe, ein anderer, eben so bewaffnet, vor der Kajütenthür als Wache stand.

Auf diese und noch manche andere Feierlichkeiten und Förmlichkeiten wurde in jener Zeit mit unerbittlicher Strenge gehalten, und selbst der wildeste Seemann, so trotzigen Muthes er auch immerhin sein mochte, hätte nicht gewagt, sie zu verletzen. Jeder Stand war damals scharf von dem andern getrennt und hatte seine besonderen Vorrechte, aber auch wieder Pflichten, deren genaueste Befolgung unnachsichtlich gefordert wurde, und doch belebte dabei Alle wieder ein so warmer Gemeinsinn und eine so treue Hingabe für das Land oder die Stadt, der sie angehörten, wie unsere erschlaffende Gegenwart mit ihrer Nivellirungssucht solche nicht mehr besitzt. Freilich lärmende Volksversammlungen, deren eigentlicher Hauptzweck doch nur in dem Trinken von so und so viel Seideln Bier besteht, wurden damals lange nicht so häufig als jetzt gehalten, und das ekelhafte Geschlecht der Volksredner, mit ihrem schwülstigen Phrasengeklingel trieb sein Unwesen nicht in so widerlicher Weise, wie unsere Gegenwart dies zeigt; galt es aber wirklich, Gut und Blut für die Freiheit und Selbstständigkeit der Heimath zu opfern, dann war man zwar nicht reich an Worten, aber desto reicher an Thaten. Besonders die alte Hansestadt Stralsund hat dies durch ihren helden=

müthigen Widerstand gegen des Friedländers Heeresmacht und durch die Ausdauer, mit der sie 1628 seine Belagerung abschlug, auf eine recht glänzende Weise gezeigt. Nicht minder auch Magdeburg, das viele Monate dem Tilly mit seinen baierischen rohen Söldnern trotzte, bis es endlich nach dem heldenmüthigsten Widerstande gefallen, mit Feuer und Schwert fast gänzlich vertilgt wurde.

An dem heutigen Nachmittag ward die rege Geschäftigkeit, mit welcher die Flotte der „Nordlandsfahrer“ im Hafen von Stralsund ihre Waaren löschte, plötzlich durch das Ansegeln eines Schiffes unterbrochen, dessen Ankunft so allgemeines Aufsehen erregte, daß selbst die arbeitenden Matrosen und Quartierleute in Haufen darüber zusammenliefen, um sich über dies Ereigniß ihre Muthmaßungen mitzutheilen. Es war, so weit man aus der Ferne sah, eine hübsche, stattliche Schonerbrigg, schlanker in ihrer Bauart und mehr zum Schnellsegeln eingerichtet, als die plumpen, schwerfälligen Nordlands-, Schonen- und Hollandsfahrer, welche sonst den weitaus größten Theil der im Hafen liegenden Fahrzeuge bildeten. Trotz seiner Bauart und des zur Einfahrt günstigen Windes kam das Schiff jedoch verhältnißmäßig nur sehr

langsam heran, und die letzten Strahlen der zeitig untergehenden Octobersonne vergoldeten nur noch oben die blanke Spitze des hohen Thurmes der Marienkirche, dieser Zierde der Stadt, als es so weit um die Ecke des Dänholms, wie die kleine Insel heißt, welche hier vor dem Hafen liegt, herumgekommen war, daß man es klarer zu erkennen vermochte. Schon vorher waren unter dem Haufen der hier zusammengetretenen Schiffer und Matrosen gar manche Muthmaßungen geäußert worden, was dies wohl für ein Schiff sein könne, das auf der einen Seite zwar sehr fremdartig aussehe, und doch wieder in so manchen Einzelheiten an ein einheimisches Fahrzeug erinnere, bis endlich ein alter, grauhaariger Seemann mit einem derben Fluche ausrief: „Es ist die Margrethe von hier, oder ich will blind wie ein Maulwurf sein. Wenn auch das dackigte Wetter schon hart über der See liegt, so kann man es ja doch jetzt deutlich erkennen.“

„Was, die Margrethe, die vor zwei Jahren in die mittelländische See ging und jetzt schon so lange nichts von sich hören ließ, daß Alle sie für verloren hielten, und Schiffer Bradhering's Frau und Tochter schon seit sechs Monden die Trauerkleidung tragen, sollte das sein? — Nein, das ist

unmöglich," schrie es in dem Haufen durcheinander.

„Und doch ist es die Margrethe, Ihr Mondkälber, oder ich will in meinem Leben keinen Schnapps mehr saufen," schrie jetzt der Alte mit seiner heisern Stimme, dabei scharf in die schon düster werdende Abenddämmerung hineinspähend. Seine Zuversicht bestärkte bald die Anderen. „Gott verdamm' mich, der alte Hinrick hat Recht, es ist die Grethe — jetzt erkenn' ich auch das Schiff an dem Bugspriet, an dem ich vor zwei Jahren, als sie zuletzt von hier absegelte, ein Stück mit einsetzen half. — Aber wie sieht die Grethe aus, und wo kommt sie her?" rief jetzt auch beistimmend ein baumstarker Schiffszimmermann, der vorher mit zu den hartnäckigsten Zweiflern gehörte.

Jetzt war es entschieden, die ansegelnde Schonerbrigg mußte die schon verloren geglaubte Margarethe sein, und diese Kunde steigerte noch mehr die Aufregung der versammelten Menge. Besonders die Schaar der Straßenjungen bemächtigte sich freudig dieses Ereignisses, und sandte ihre barfüßigen und barhäuptigen freiwilligen Couriere aus, um solches mit Blitzesschnelle auch in den Straßen der inneren Stadt zu verbreiten. „Schippers Bradhering sine Grethe kümmt binnen, de

oll' Hinrick hät 'sägt, dat se et is," brüllten die Jungen mit aller Kraft ihrer Lungen bald durch die Straßen. Und ein lautes Echo trafen diese Freudentöne bald bei Allen, welche sie vernahmen. Die Dienstmägde, welche mit den schweren Wassereimern vor den Hausthüren standen, dort einen kleinen Abendklatsch zu halten; die Gesellen, welche vor den Schmiedewerkstätten die schweren Hämmer schwangen, ja, selbst die ehrsamen Bürger, die mit ihren getreuen Ehehälften am Arm so eben bedächtigen Schrittes von dem Nachmittagsspaziergange heimkehrten; sie Alle wurden von den Worten: „Schipper Bradhering's Margrethe kümmt binnen," auf das freudigste berührt, und beeilten sich nun, solche frohe Botschaft immer schneller in weitere und weitere Kreise zu verbreiten. Die Ankunft eines schon verloren geglaubten Fahrzeuges, dessen Rheder, wie Schiffer, Stralsunder Bürger waren, konnte schon die freudige Theilnahme fast der gesammten Einwohnerschaft der guten Stadt erregen. Immer größer ward jetzt der Haufen, welcher durch das Hafenthor nach dem Hafen strömte, um Zeuge von der Ankunft der Schonerbrigg zu sein, immer schneller die Gangart der dahineilenden Menge. Auch in dem stattlichen Giebelhause unweit des Frankenthores, wo

auf der großen, weiten Hausflur die Menge der dort aufgeschichteten Ballen und Fässer den Kaufherrnstand des Besitzers verkündete, hatte diese Botschaft eine freudige Aufregung verbreitet. Der reiche und weitangesehene Kaufherr Maßmann, der zugleich Rheder der Schonerbrigg Margarethe war, wohnte in diesem Hause, und es war natürlich, daß die Kunde von der sichern Ankunft des schon verloren gegangenen Schiffes hier mit vermehrter Freude vernommen wurde. Zwar war der Kaufherr Maßmann mit zeitlichen Gütern reich gesegnet, und da er in kinderloser Ehe lebte, so konnte er den Verlust einer Brigg zuletzt wohl verschmerzen, allein wenn Jemand plötzlich erfährt, daß er um so und so viel tausend Reichsthaler reicher ist, als er so eben noch glaubte, so ist dies doch immerhin schon ein Grund zur Freude. Mit eiligen Schritten, so schnell es seine kleinen dürren Beinchen nur erlaubten, trippelte der Rheder, als ihm ein Quartiersmann die sichere Nachricht von der Ankunft des Schiffes in seine Schreibstube gebracht hatte, dahin nach dem Hafen. Er war ein winziges, dürres Männchen von eingetrockneter Gestalt und fahler Gesichtsfarbe, dem man es ansah, daß es den größten Theil seines Lebens in der düstern Schreibstube oder auf dem Waaren-

speicher verbracht haben mußte. Da sein Haupt schon der Zierde des Kopfhaars entbehrte, so trug er im Hause bei der Arbeit stets ein schwarzes Sammetkäpplein, welches er beim Ausgange aber stets mit einer großen, lockigen Allongeperrücke von weißen Ziegenhaaren, wie sie damals eben anfing in Mode zu kommen, vertauschte.

In der freudigen Aufregung hatte der Kaufherr bei diesem Ausgange jetzt die Perrücke aber verkehrt aufgesetzt, was so überaus komisch aussah, daß Alle, an denen er in höchster Eile vorbeischoß, unwillkürlich darüber in ein lautes Gelächter ausbrechen mußten. Herr Maßmann achtete in seiner Herzensfreude aber weiter nicht hierauf, denn schon auf dem Gange rechnete er sich im Kopfe aus, welche Summe er durch diese Ankunft gewinne. War doch der Erwerb von Geld und Gut das höchste Ziel, wonach sein verknöchertes Herz strebte.

Und während fast schon in ganz Stralsund die Nachricht von der Ankunft der Margarethe verbreitet war, drang sie zu der Familie, wo sie doch am allerfreudigsten empfangen wurde, mit am spätesten. Weit in der Vorstadt, unweit des Knieperdammes, stand hier in der stillen Einsamkeit eines großen Baum- und Gemüsegartens ein klei-

nes, niederes Häuslein. Es war zwar nur ein Stockwerk hoch und die Mauern von Fachwerk, allein es sah trotzdem so behäbig und reinlich aus, daß jeder auf dem Damme längs des Gartens Vorübergehende, der das Häuslein unter dem grünen Baldachin der zwei mächtigen Bäume, die es ganz überschatteten, liegen sah, sein Auge mit Vergnügen darauf verweilen ließ. Die mehr breite als hohe Hausthür war stets mit so frischer grasgrüner Farbe angestrichen, daß sie kaum von dem grünen Rasen, der sich dicht vor ihr hinzog, abstach; die hellen Fensterscheiben, hinter denen mehrere Blumenstöcke sichtbar wurden, glänzten in so spiegelklarer Reinlichkeit, wie solche in dem reichsten Kaufherrnhause nicht größer gefunden werden konnte. Die Balken und Ständer in den ziegelrothen Mauerwänden waren mit braunrothem Theer stets sorgfältig angestrichen, und Alles, vom Kleinsten bis auf das Größte, im Garten, Haus und Hof verkündete die sorgsamste Reinlichkeit, Ordnung und Thätigkeit der hier hausenden Menschen. Und wenn nun schon das Aeußere des Häusleins durch diese wohlthuenden Eigenschaften so angenehm berührte, wie viel mehr war dies mit dessen Innerem der Fall! Zwar hatte die kleine Hausflur, in welche man

zuerst eintrat, nur geweißte Kalkwände und einen Fußboden von rothen Ziegelsteinen, aber Alles sah eben so wie in der daranstoßenden Küche ungemein reinlich und ordentlich gehalten aus. In der Hausflur hingen mehrere schwere Enterbeile, Piken, Harpunen, wie solche zum Walfischfang gebraucht wurden, so wie andere Geräthe der Schifffahrt, und zeigten, daß eine Schifferfamilie hier wohnen mußte. Noch mehr aber verrieth dies die daranstoßende kleine Wohnstube. Die Wände derselben waren bis über die Hälfte hinauf mit blank gebeiztem Holzwerk betäfelt, sonst aber auch nur geweißt, der Fußboden überall mit weißem Sande bestreut. Die Schränke, Tische und Stühle glichen ganz der Einrichtung einer Kajüte eines größeren Kauffahrteischiffes. Von der Decke hing wie ein Kronleuchter das sauber geschnitzte Holzmodell einer stattlichen Brigg mit aufgespannten Segeln, und auch nicht das kleinste Bauwerk oder der unbedeutendste Bolzen war daran vergessen oder an einem unrechten Orte angebracht. Auf dem großen Kleiderschrank von Nußbaumholz lagen zur Zierde auf der einen Seite einige große Muscheln südlicher Meere, auf der andern Seite ein Straußenei und einige Cocosnüsse, während nahe an dem großen, mächtigen Ofen von weiß und blau gla=

sirten holländischen Kacheln ein ausgestopfter, von der Hitze schon sehr zusammengetrockneter Delphin an der Wand hing. Auch noch sonstiger Schmuck, wie solcher von den Schiffern nach langen Seereisen zur willkommenen Gabe an Gattin und Kind mitgebracht wird, zierte das zwar geräumige, aber niedrige Wohnzimmer, und half dessen Aehnlichkeit mit einer Schiffskajüte vermehren.

Der wackere Schiffer Wilhelm Bradhering, dessen unerwartete Ankunft mit der von ihm geführten Schonerbrigg Margarethe eben diese freudige Aufregung in Stralsund hervorgerufen hatte, hauste mit Weib und Kind in diesem Häuslein. Gar schwere Trübniß war in diesem friedlichen Raume im letzten Jahre gewesen, und je mehr mit der Zeit die Hoffnung schwinden mußte, daß Schiffer Bradhering mit seinem Schiffe heimkehren würde, desto trauriger flossen die Thränen von Mutter und Tochter. Schon über ein Jahr war es gewesen, als zuletzt ein Brief aus der berühmten Stadt Genua von ihm eingetroffen war, worin er meldete, daß er eine Ladung nach Antwerpen eingenommen habe, und in den nächsten Tagen mit seinem Schiffe dahin absegeln werde. Seitdem hatte man nichts mehr von ihm vernommen, und ob die Brigg im Sturme vielleicht mit

Mann und Maus untergegangen, oder von den Seeräubern, die damals aus den Barbareskenstaaten ärger als je im Mittelmeere umherkreuzten, genommen sei, wußte man nicht. Mit welcher bangen Sorge hatten Mutter und Tochter nun der Post, die damals in Stralsund überhaupt nur zweimal in der Woche eintraf, geharrt, stets in der Hoffnung, Nachricht von dem vermißten Haupte der Familie zu erhalten. Dem alten hinkenden Stadtsöldner, der als Ruheposten das Amt des einzigen Briefträgers in der Stadt erhalten hatte, und dieses auch mit vieler Bequemlichkeit versehen konnte, lief Grethe — so hieß die Tochter — an solchen Tagen immer eiligst entgegen, wenn sie ihn nur von Weitem schon in den Straßen umherhumpeln sah, die wenigen Briefe, die er auszutragen hatte, zu vertheilen, und sie ließ sich keine Mühe verdrießen, fast täglich in der Schreibstube des Rheders nachzufragen, ob denn auch hier immer noch keine Nachricht von dem Schicksal des vermißten Fahrzeuges eingetroffen sei. Selbst unter den im Hafen ankommenden Schiffern, von denen viele zu dem Kreise ihrer Sippschaft gehörten, hielt die besorgte Tochter Nachfrage über Nachfrage, allein es blieb Alles ohne Ergebniß. Zwar tauchte manchmal wohl

ein dunkles Gerücht auf, ein Schiffer, der aus Amsterdam heimkehrte, habe in einer dortigen Hafenschenke von einem holländischen Schiffer gehört, ein Portugiese habe ihm in Lissabon erzählt, daß seinem Steuermann von einem spanischen Schiffer mitgetheilt worden sei, ein algierischer Kaper habe kürzlich nach hartem Kampfe eine Brigg, die ihrer Bauart nach aus einem deutschen Ostseehafen sein müsse, erobert und dann in die Gefangenschaft abgeführt. Wenn aber die Tochter sich nun mit eiligster Sorge bemühte, den Fäden dieses Gerüchts nachzuspüren, so liefen solche so verworren durcheinander und endeten in solcher Dunkelheit, daß sie niemals auch nur zu dem allermindesten Ergebniß dabei kommen konnte. So blieb denn die Schonerbrigg Margarethe mit ihrer gesammten Mannschaft verloren, und man mußte sich allmälig schon an den Gedanken gewöhnen, daß keine Kunde über ihr ferneres Schicksal mehr einlaufen würde. Die Gattin des Schiffers nahm sich solch trauriges Schicksal so zu Gemüth, daß sie in den letzten Monaten stark zu kränkeln anfing. Sie war ein Rostocker Stadtkind, stammte aus einer dortigen Schifferfamilie, und war, wie die Töchter dieser Geschlechter sehr häufig sind, von starkem Wuchs und entschiedenem Wesen.

In ihrer Jugend mußte sie einmal recht hübsch gewesen sein. Jetzt freilich hatten Kummer und Sorgen ihr frühzeitig die Haare gebleicht, die Züge geschärft und die Stirn gerunzelt. In ihrer dunkeln Wittwentracht von schwarzem Wollenzeug sah sie ungemein ernst aus, und auch ihr Gemüth schien durch die Ereignisse des letzten Jahres herber geworden zu sein, als es ursprünglich wohl gewesen sein mochte. In der Höhe ihres Wuchses und der Kraft ihrer Glieder glich Grethe, die einzige Tochter, der Mutter zwar vollkommen, allein der Reiz der Jugend verschönerte ihre schlanke Gestalt, so daß deren sonst vielleicht etwas zu kräftiger Knochenbau jetzt nicht unangenehm auffiel, im Gegentheil sogar die ganze Erscheinung des Mädchens dadurch etwas Imposantes erhielt. Sie mochte jetzt ungefähr zwanzig Jahre zählen, und wenn das schöne Schifferkind mit leichten Schritten über das holperige Pflaster der Straßen dahinschritt, gewährte sie ein so anziehendes Bild, daß es nicht auffallen konnte, wenn mehr als ein Junggeselle den Kopf nach ihr wandte, um sich ihres Anblickes möglichst lange zu erfreuen. Ihr schlicht gescheiteltes, hinten in einen einfachen Knoten geschlungenes Haar war goldblond, das große Auge blau, der Schnitt des

Gesichtes regelmäßig, und dessen Ausdruck zeigte eine nicht geringe Willensstärke, zugleich aber auch eine unbefangene Munterkeit. In der letzten Zeit freilich war diese frühere sorglose Heiterkeit fast gänzlich verschwunden. Die sonst so rothen vollen Backen waren schmäler und bleicher, ihr Mund, der früher oft so herzlich lachen konnte, öffnete sich nur zu ängstlichen Fragen nach des geliebten Vaters Schicksal, und der Glanz des Auges war durch häufiges Weinen betrübt. Zwar besaß Grethe einen zu festen Charakter, um sich allzu sehr in doch nichts helfendem Gejammer zu ergehen; aber das schöne Kind war doch zu frühzeitig ernst geworden, und wenn sie in ihrer schwarzen Trauerkleidung ganz in Schnitt und Stoff der gleich, wie solche damals die Töchter der mittleren Bürgerklassen trugen, mit gesenktem Kopfe still durch die Straßen schritt, dann hörte man wohl häufig den Ausruf: „Schade um das hübsche Grethel, sonst war das junge Ding so lustig wie ein Vögelein, das im Garten zwitschert, und jetzt läßt sie ihren Kopf so daniederhängen, als solle sie auf die Richtbank geführt werden."

Mit welcher tiefen, innigen Liebe das arme Kind an dem verloren geglaubten Vater hing, und welch' schweren Kummer ihr junges Herzlein über

dessen Verlust empfand, das ahnten freilich nur Wenige in der ganzen großen Stadt Stralsund mit ihren Tausenden von Einwohnern. Auch an dem heutigen Abend saßen Mutter und Tochter, wie fast immer, in schweigender Trauer in dem stillen Zimmer. Allzu vieles Sprechen liegt überhaupt ja nicht in dem Charakter der norddeutschen Küstenbevölkerung aller Stände, und Frau Bradhering war von jeher nicht sehr redselig gewesen, jetzt aber schien es, als habe der Schmerz ihre Zunge noch mehr erstarrt, und außer den nothwendigsten Worten sprach sie oft ganze Abende kaum eine Silbe. Fleißiger als ihre Zunge war die Hand, welche die Spindel tanzen ließ, um den feinen Flachs zu tadellosem Garne zu spinnen, während Grethe emsig für das einfache Abendessen sorgte.

Ein lautes Geräusch vor der schon verschlossenen Gartenthür störte die beiden Frauen in ihrer stillen Beschäftigung. Sie vernahmen zwar laute Worte, die, wie es schien, einen freudigen Klang hatten, konnten aber deren Inhalt noch nicht verstehen. Und doch zuckte Grethe sogleich bei diesem Rufen zusammen, ihr bleiches Gesicht erglühte förmlich, und ohne ein Wort zu sagen, lief sie in eiligster Hast an die Pforte. Eine

innere Ahnung hatte ihr sogleich verkündet, daß nur eine freudige Nachricht sie am heutigen Abend aus ihrer Einsamkeit aufstören werde. Ein junger stattlicher Seemann stand mit erhitztem und dabei vor Freude erregtem Gesichte, welches von dem inzwischen hell aufgegangenen Monde klar beleuchtet wurde, an der Gartenthür.

„Jungfer, das ist gut, daß ich Sie treffe, ich bin den weiten Weg vom Hafen her, so schnell als ich nur konnte, gelaufen, denn ich wollte so gern der Erste sein, der Ihr eine gute Nachricht überbrächte," rief der Bursche mit dem frohesten Ausdruck der Stimme, dessen seine rauhe Seemannskehle überhaupt nur fähig war.

„Was ist's, Hinrick Jochen? Ist Botschaft vom Vater eingetroffen? Ihr wißt, daß mich sonst nichts mehr erfreuen kann," antwortete das Mädchen, und so stark auch sonst ihre Glieder waren, so griff sie jetzt wie unwillkürlich doch nach einer Planke, um sich bei der großen Spannung der nächsten Augenblicke daran zu stützen."

„Ah, besser noch als bloße Nachricht. — Die Schonerbrigg Margrethe kommt, ja selbst binnen gesegelt, und wird jetzt schon wohl am Bollwerk angelegt haben, und oben auf dem Schanzdeck stehend habe ich mit meinen leiblichen Augen den

Schiffer Bradhering, mit einem Tuche winkend, gesehen," polterte der Seemann ohne weitere Vorbereitungen jetzt heraus.

Und wie diese Worte zu dem Ohr der Jungfrau drangen, da sank sie auf das Knie, und ihr inniges Dankgebet: „O, allmächtiger Vater und Herr, wie preise ich Dich für Deine unermeßliche Gnade, an die ich schwaches Menschenkind in schweren Stunden schon in sündhaften Gedanken zu zweifeln wagte," kam so aus voller Brust und klang so rührend, daß selbst der junge Matrose sich mit der Hand die Augen wischen mußte, einige Thränen zu trocknen.

„Und nun, Hinrick, meinen aufrichtigen, herzlichsten Dank für diese Botschaft. Nie will ich Euch vergessen, welche Freude Ihr mir in diesem Augenblicke bereitet habt," und mit ihrer zwar arbeitsgehärteten, aber sonst sehr schön geformten Hand schüttelte sie jetzt so recht herzlich die braune, theergefärbte Faust des Seemanns, daß ihm gar warm dabei zu Muthe ward. „Doch jetzt zur Mutter und dieser allmälig die freudige Nachricht gebracht, denn die zu jähe Freude könnte ihr sonst schädlich werden, und dann zum Hafen nach dem Vater," rief Grethe freudestrahlenden Antlitzes.

Die Schiffersfrau, die nicht begreifen konnte,

was die Tochter so lange an der Gartenthür zu plaudern hatte, war schon auf die Hausflur getreten, als Grethe ihr die Worte zurief: „Denke Dir, Mutter, ein Schiff ist im Hafen angekommen, das sichere und gute Nachricht vom Vater bringt. Ich will nur sogleich dahineilen und dem Schiffer selbst danach fragen — bald bin ich wieder bei Dir.“ Und wie die Matrone diese Worte hörte, da war es förmlich, als thaue vor deren warmem Hauch die starre Eiskruste des Schmerzes, welche seit Monden nun schon ihre Züge verhärtet hatte, auf, und ihre frühere Weichheit kehrte wieder. „O, mein Kind, bist Du auch nicht getäuscht worden? — Ja, laufe, so schnell Deine jungen Füße Dich nur tragen können, nach dem Hafen, und möge Dir gute Nachricht vom Vater werden, daß Du sie mir dann schnell mittheilen kannst. Ich will unterdeß dem allmächtigen Gott, ohne dessen Willen ja kein Sperling vom Dache fallen kann, mein heißes Dankgebet bringen,“ war ihre Erwiderung. Um zehn Jahre jünger schien die Schiffersfrau in diesem Augenblick geworden zu sein, so hatte die Freude auf sie gewirkt.

Ihr großes, dunkles Regentuch über das blonde Haar gehüllt, eilte Grethe jetzt, so schnell sie ihre Füße nur tragen wollten, dem Hafen zu. An

ihrer Seite trabte Hinrick Jochen, der junge, hübsche Seemann, der ihr die Nachricht gebracht, und mußte trotz ihrer eilfertigen Schritte noch gar viele Fragen, die seine Begleiterin über die Ankunft des Vaters an ihn richtete, beantworten. Wie gern that der brave Bursche dies aber, und welche Freude machte es ihm, daß gerade er der Erste gewesen war, der dem hübschen Mädchen diese frohe Botschaft gebracht hatte. War er ihr doch ohnehin schon lange so recht von ganzem Herzen gut, und hätte ihr so gern dieses auch gestanden, allein das überlegene Wesen von Grethe und das Imponirende, was ihr ganzes Aeußere so charakteristisch machte, schüchterten ihn immer wieder ein, so daß er niemals das rechte Wort finden konnte, obschon er im Uebrigen ein sehr herzhafter Bursche war. Hinrick Jochen war so halb und halb ein Nachbarskind von der schönen Jungfer Grethe, und stammte ebenfalls aus einer ganz angesehenen Stralsunder Schifferfamilie. Er hatte schon manche große Seereisen gemacht, und diente augenblicklich als erster Steuermann auf einem „Nordlandsfahrer," der, von Drontheim gekommen, im Hafen lag. So weit hätten denn Beide ihrem Stande und dem Vermögen nach recht gut für einander gepaßt, allein trotz alledem lag doch

eine gewisse, zwar unsichtbare, aber dennoch vorhandene Kluft zwischen ihnen, und diese zu überschreiten hatte der Steuermann bisher noch immer nicht den Muth gehabt.

Das Gedränge am Hafendamm hatte sich jetzt vermehrt, denn da es inzwischen Feierabend geworden war, so strömte die müssige Bevölkerung aller Werkstätten, Schreibstuben und Handlungsgewölbe aus Stralsund hier zusammen, um das so lange verloren geglaubte Schiff zu begaffen. Kopf an Kopf standen oft die Menschen, und ein schnelles Durchkommen wäre schwierig gewesen, allein der laute Ruf des Steuermanns: „Platz, Platz für Schiffer Bradhering's Tochter!" öffnete schnell eine Gasse. Gar manche Worte der Theilnahme und Freude über diese Ankunft hörte jetzt das Ohr des Mädchens, und sie erhielt dadurch auf's Neue die Bestätigung, wie angesehen und beliebt ihr Vater unter diesem Theile der Stadtbevölkerung sein müsse.

Die Schonerbrigg Margarethe war inzwischen schon am Bollwerk angekommen und eine Laufbrücke von ihr an das Land gelegt. Vorn auf dem Verdeck stand der Schiffer Bradhering, dessen erste Worte Erkundigungen nach dem Schicksal von Frau und Tochter gewesen waren. Zu

seiner großen Freude hatte er gute Nachrichten hierüber erhalten, und wollte jetzt, wie es die Pflicht jedes tüchtigen Schiffers ist, sein Fahrzeug nicht früher verlassen, bevor Alles an dessen Bord geordnet war, so sehr ihn sein Herz sonst auch nach dem stillen Häuslein am Knieperdam hinzog.

Der alte Schiffer war überhaupt das Muster eines echten und rechten norddeutschen Seemanns, wie die pommer'sche Ostseeküste zu jeder Zeit solche in so erfreulicher Menge hervorgebracht hat und dies hoffentlich fernerhin auch noch für alle Zukunft thun wird. Er war zwar nicht sehr groß, aber von breitem, überaus starkem Körperbau, und besonders seine Arme zeigten eine überraschende Muskelfülle. In dem von Wind und Wetter stark gerötheten Gesicht, dessen kurz geschnittenes Haar schon stark mit Grau gemischt war, blitzten ein Paar Augen von durchdringender Schärfe, wie denn überhaupt in dem ganzen Ausdruck viel Kühnes, ja selbst Trotziges lag, obgleich auch sonst Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit unverkennbar darin ausgeprägt waren. Sein Kleidung war am Bord die gewöhnliche aller Ostseeschiffer, eine lange, weite Jacke von grobem blauen Friestuch, kurze, weite blaue Hosen, so wie faltige Halbstiefel über graubraune Wollenstrümpfe. Außer-

gewöhnlich jedoch in Stralsund war eine breite rothe Schärpe, die er um den Leib gewunden hatte und aus der die silberbeschlagenen Knäufe von einem Paar langen Pistolen hervorblitzten. Daß der Schiffer jetzt aus südlichen Meeren gekommen sein mußte, verrieth seine tief gebräunte Hautfarbe, welche ungleich dunkler als bei den übrigen Nordlandsfahrern sich zeigte. Auch seine Mannschaft, Alt und Jung, vom Steuermann bis zum Schiffsjungen, elf Köpfe stark, lauter kräftige, kernhafte Söhne des Fischlandes, sah tief gebräunt aus, und zeigte in ihrer Kleidung überhaupt Manches, was auf ihre lange Anwesenheit in südlichen Meeren hindeutete. Mehr auffällig zwischen diesen blondhaarigen Söhnen des Nordens war ein kohlschwarzer Neger, der ebenfalls eine Art von Matrosenkleidung trug und auch Matrosendienste zu verrichten schien. Der Schwarze schien sich aber in diesem rauhen nordischen Klima sehr unbehaglich zu fühlen, denn trotz der dicken Friesjacke, die um seine mageren Schultern schlotterte, klapperte er mit den perlweißen Zähnen in dem rothen, schwülstigen Munde förmlich vor Kälte.

Der Rheder, Herr Maßmann, war mit die erste Person, welche das Verdeck der „Margarethe" betrat. Mit tiefem, ehrerbietigem Gruße,

wie dies die Sitte der Zeit vorschrieb, empfing der Schiffer seinen Rheder.

„Willkommen binnen, Schiffer Bradhering, Ihr habt lange auf Euch vergeblich warten lassen. Glaubten seit Monden schon, daß die gute Schonerbrigg „Frau Margarethe“ verloren sei und buchten sie mit Verlust in unserem Hauptbuch. — Wo seid Ihr denn, zum Kukuk, so lange gewesen, Schiffer, und wie kam es, daß ich als Rheder so ganz ohne Nachricht blieb?“ frug der Rheder, und es war dabei in dem Tone seiner Stimme zweifelhaft, ob die Freude über die Ankunft des Schiffes, oder der Verdruß, daß solches so lange fort gewesen war, bei ihm größer sei. Herr Maßmann war im Allgemeinen als ein Männlein von sehr galliger Gemüthsart bekannt, mit dem seine Untergebenen gerade keinen sehr angenehmen geschäftlichen Verkehr haben konnten.

„War nicht meine Schuld, Herr Patron, daß ich so lange mit der Brigg ausblieb,“ antwortete ruhig der Schiffer, den dieser etwas sehr kühle Empfang seines Rheders verstimmt zu haben schien. „Ich hatte gute Fahrt von Genua bis gegen Cadix zu gehabt. Dort sah ich, daß ein holländisches Schiff in schwerem Kampfe mit einem Algierer Seeräuber war, und da ich kräftige, herz-

hafte Jungen am Bord hatte und die paar alten Böller auf meinem Verdecke doch auch gern ein Wörtlein mitsprechen wollten, so dachte ich, daß es Christenpflicht sei, dem Holländer zu Hülfe zu kommen, und hielt auf den maurischen Schuft zu. Nun, anfänglich that er denn auch, als wolle er sich widersetzen, und ich bekam ein paar scharfe Schüsse in den Rumpf und die Takelage."

„Dachtet Ihr aber denn gar nicht an die kostbare Ladung, die Ihr am Bord hattet, Schiffer? Wer hieß Euch unbesonnen an einem Kampfe theilnehmen, und nicht lieber die günstige Gelegenheit zur Flucht ergreifen? Ein Orlogsschiff, was zum Fechten gegen Seeräuber ausgerüstet wird, führtet Ihr doch nicht, sondern nur einen friedlichen Kauffahrer zum Handel und Wandel," sprach ersichtlich verdrießlich der Rheder.

„Nein, Herr Patron, daran dachte ich in dem Augenblicke gar nicht, sondern nur daran, daß die Christenpflicht jedem ehrlichen Stralsunder Seefahrer gebietet, seinen bedrängten Mitmenschen zu Wasser und zu Lande so viel Hülfe, als in seinen Kräften liegt, stets zu leisten," antwortete ruhig der Schiffer. „Na," fuhr er weiter fort, „der maurische Halunke, als er sah, daß ich ihm tüchtig auf den Leib hielt, setzte denn auch bald

alle Segel bei und drehte sich zur Flucht um, so daß das Gefecht schnell beendet und der Holländer gerettet war. Die Sache wäre somit denn auch gut gewesen, allein zwei Tage nach dem kleinen Gefecht erhob sich ein sehr heftiger Sturm, und da mein Steuerruder einen Schuß bekommen hatte, daß wir noch nicht recht sicher damit steuern konnten, so wurden wir weit ab vom Course getrieben. Es kam nun eine furchtbare Zeit, in der wir viel ausstehen mußten und Wochen lang in dem atlantischen Meere umhergetrieben wurden, ohne daß wir eigentlich wußten, wo wir uns befanden. Schon war der Proviant und das Wasser knapp geworden, und wir mußten uns auf das Schrecklichste gefaßt machen, aber Gott der Herr in seiner Gnade" — bei diesen Worten lüftete der Schiffer den niedern runden Lederhut vom grauen Haupte — „ließ uns nicht ohne seinen Schutz. Wir landeten endlich auf einer der canarischen Inseln, und es war hohe Zeit, daß dies geschah, denn obgleich es nur noch halbe Rationen gab, so wollte das Wasser und der Zwieback doch kaum noch für acht Tage ausreichen. Dort auf der Insel mußte ich aber die Ladung löschen und mein Schiff von Grund aus kalfatern lassen, und da dort keine genügende Gelegenheit dazu ist, und

wir die Arbeit selbst besorgen mußten, so hielt das über vier Monate auf. Während der ganzen Zeit war von Teneriffa nur ein einziges Mal eine Schiffsgelegenheit nach Hispania, und die habe ich benutzt, um Briefschaften an Euch, Herr Patron, und meine Familie mitzugeben. Das Briefpacket muß aber abhanden gekommen sein, denn ich habe schon gehört, daß man mich hier in Stralsund allgemein für verloren gehalten hat. Als ich dann endlich von Teneriffa wieder absegeln konnte, hatte ich in der hispanischen See wieder so schwere Stürme, daß ich nur mit Mühe dagegen ankommen konnte und hoch bis nach Schottland hinauf verschlagen wurde; und so sind abermals einige Monate vergangen, bis ich denn endlich den Marienthurm unserer guten Stadt Stralsund in Sicht bekam, und jetzt mit Gottes Hülfe die Schonerbrigg Frau Margarethe hier an das Bollwerk legen konnte," schloß der wackere Schiffer seinen ruhig vorgetragenen Bericht.

„Wie steht es mit der Ladung? Ist viel davon verdorben, oder habt Ihr gar Bodmerei auf die Brigg zeichnen müssen?" fragte hastig der Rheder.

„Das nun gerade nicht, Herr Patron, — aber mit der Ladung steht es schlecht, und ich mußte in

Teneriffa Vieles davon verkaufen, um Geld zu bekommen. Doch bringe ich dafür mehrere Pipen voll süßen starken Wein von dort hieher mit zurück, die sich wohl hier mit Vortheil verkaufen lassen werden," meinte achselzuckend Bradhering.

„Nun, in meiner Schreibstube wird sich morgen das Weitere finden. Jedenfalls liebe ich keine Schiffer auf meinen Schiffen, die sich unbesonnen in Gefechte einlassen," brummte Herr Maßmann. Seine ferneren unliebsamen Reden wurden jedoch plötzlich von dem lauten Jubelruf des Mädchens, die jetzt, die Laufbrücke heraufeilend, ihren Vater erblickte, unterbrochen. Und auch der Schiffer ließ beim Anblick der geliebten Tochter sogleich seinen mürrischen Rheder im Stich und eilte dieser entgegen. Mit dem schnellen, kräftigen Ungestüm, der ihr ganzes Wesen kennzeichnete, warf sich das Mädchen sogleich an die Brust des Vaters und hielt diesen fest umschlungen, und auch in die hellen Augen des alten, verwetterten Seemannes traten die warmen Thränen freudiger Rührung, als er sein geliebtes Kind, das Theuerste, was er auf Erden besaß, an seine Brust drücken konnte.

„Grethel, Blitzmädel, bei Gott, ich glaube gar, wir Beide weinen wie ein paar Schulbuben, die beim Naschen am Honigtopf ertappt sind und nun

die Ruthe fürchten! Das ist doch bei Gott zu wunderlich, denn ich glaube, hier im ganzen Stralsunder Hafen ist Niemand, der es nur für möglich gehalten hätte, daß der Schiffer Wilhelm Bradhering auch noch flennen könnte!" rief der Alte zuletzt, lachend sich aus dem Arm der Tochter losreißend. „Aber laß Dich 'mal betrachten: wie bist Du denn seit den zwei Jahren, die ich Dich nicht gesehen habe, eigentlich aussehen geworden?" scherzte er weiter, und führte dabei die Tochter zu einer am Hauptmast angebrachten großen Schiffslaterne. „Hm — ein Prachtmädel bist Du, das kann ich wohl sagen, aber die Backen sind blässer, und Du selbst bist magerer geworden. Na, laß es nur gut sein, Grethel. Diesen Winter bleibe ich, so Gott will, bei Euch zu Hause, und da will ich Dich schon wieder herausfüttern," setzte er lachend hinzu, der Tochter dabei mit seiner derben breiten Hand liebkosend auf die vor Verlegenheit — denn viele Schiffer und ältere Bekannte des Alten waren allmälig jetzt zu seiner freudigen Begrüßung an Bord gekommen, und hörten diese Worte — erglühenden Backen streichelnd.

„Doch warte, Grethel, da habe ich Dir von der Reise etwas mitgebracht, und je besser die

Mutter und Du es aufnehmet, je mehr werdet Ihr mich dadurch erfreuen," sprach er weiter, und eilte dann in seine Kajüte. Bevor er aber dorthin kam, empfing er noch die Weisung des verdrießlich brummenden Rheders, schon am nächsten Morgen zur Abrechnung sich in dessen Schreibstube einzustellen. „Hm — mir will scheinen, als habe ich die alte Frau Margarethe auch die längste Zeit geführt, und erhalte bald einen Nachfolger im Commando.— Na, wie Gott will, ich mag mir heute Abend die Freude nicht durch solche Gedanken stören lassen," murmelte der Schiffer vor sich hin, als er die enge Treppe zu seiner Kajüte hinabpolterte. Bald kam er wieder zurück, an seiner Hand ein junges, schlankes, ganz ausländisch gekleidetes Mädchen führend, der er, so sanft es seine rauhe Seemannskehle vermochte, einige ermunternde Worte in der ihm durch seine vielen Fahrten im mittelländischen Meere geläufigen spanischen Sprache zurief.

Ein allgemeines Staunen ward unter den Schiffern und Seeleuten, welche inzwischen Grethe umringt hatten, bemerklich, als der Alte mit seiner Begleiterin ihren Kreis durchbrach und Letztere der Tochter mit den Worten zuführte: „Da, Grethel, ein armes spanisches Waisenkind, die ich von einem Schiffswrack rettete und sie mitbrachte; nimm sie

freundlich auf.“ Das junge Mädchen, welches der Alte auf eine so unerwartete Weise der erstaunten Tochter zuführte, mochte kaum siebzehn Jahre alt sein und zeigte das wahre Modell einer echt spanischen Schönheit. Sie war schlank und zart gebaut und etwas unter Mittelgröße, dabei aber von einer seltenen Grazie in allen ihren Bewegungen, wie man selbst in diesen für sie so peinlichen Augenblicken, wo sie, dicht in ein dunkles Regentuch gehüllt, schüchtern und bittend im Kreise der ihr gänzlich fremden Menschen stand, erkennen konnte. Ihr feines Gesicht war von rabenschwarzen Haaren umgeben, und ein Paar feurige schwarze Augen strahlten unter dunklen Wimpern hervor. Wie diese beiden Mädchen jetzt, von dem Lichte der großen Schiffslaterne grell beleuchtet, einander gegenüber standen, Beide vor Verlegenheit schweigend und sich dabei mit ihren Blicken musternd, bildeten sie in der That eine eben so charakteristische wie fesselnde Gruppe. Die Eine groß, stark, blondhaarig und blauäugig, ganz das Ebenbild einer wahren germanischen Schönheit, die Andere zart, dunkeläugig, die echte Tochter Andalusiens, des Landes der schönen, gluthvollen Frauen. Beide waren in ihrer Art sehr schön, Beide wohl geeignet, das Blut der Männer

in schnelleren Schlägen zum Herzen zu treiben, und doch zeigte sich in Allem und Jedem ein ganz unendlicher Unterschied zwischen ihnen.

Die Fremde richtete in der wohllautenden spanischen Sprache einige Worte an die Schifferstochter. Diese verstand zwar deren Sinn nicht, errieth aber aus der ganzen Haltung der vor ihr Stehenden, daß sie eine Bitte enthalten mußten. Sowohl um des Vaters Wunsch zu erfüllen, als auch von eigenem Mitgefühl getrieben, reichte sie ihr statt aller Antwort die Hand und zog sie näher an sich, als wolle sie ihr dadurch gleichsam unter allen diesen fremden, zum Theil wild aussehenden Männern einen Schutz gewähren.

„Recht so, Grethel, nimm dich des armen Mädels nur gut schwesterlich an; sie ist gänzlich fremd hier und versteht auch kein Wort von unserer Sprache," sagte der alte Schiffer mit zufriedenem Kopfnicken.

Auf eine weit stürmischere Weise drückte der schwarze Neger, der bisher unter den Matrosen mitgearbeitet hatte, seine Freude und Dankbarkeit aus, als er sah, daß die schöne, blonde Schifferstochter so freundlich die verlassene Spanierin zu sich herangezogen hatte. Er warf sich vor ihr auf das Knie, und den Saum ihrer Kleidung demü-

thig mit seinen Lippen berührend, sprach er in gebrochenem Deutsch: „O seien Sennora gut gegen die arme Sennora Juanita, welche seien hier fremd in dem kalten häßlichen Lande, und gern will geben der arme Sclave, der ich bin, sein Leben für die deutsche Sennorita.“ Es lag so viel Rührendes in dieser dankbaren Freude des armen Negers, daß selbst das Lachen der Schiffer, in das sie anfänglich bei seinem Niederknieen ausbrachen, bald verstummte.

„Ja, das ist eine eigene Geschichte, wie ich da zu der spanischen Dame und deren Schwarzen gekommen bin,“ antwortete Schiffer Bradhering jetzt auf die neugierigen Fragen mehrerer Collegen. „Ich war wohl an acht Tage erst von der verabredeten Insel Teneriffa fortgesegelt, da entdeckte mein Ausgucker oben im Mast ein großes Schiffsboot, welches ganz allein in der See trieb. Obgleich man gar keine Menschen darin wahrnehmen konnte, so dachte ich doch, es wäre der Mühe werth, das Boot aufzufischen, und ließ darauf zusteuern. Als wir ganz nahe herangekommen waren, sahen wir ein Mädchen und einen schwarzen Mann auf dem Boden liegen. Beide mußten auf das äußerste erschöpft sein, denn das Mädchen lag schon ganz bewegungslos, der Schwarze aber gab sich

die größte Mühe, sich aufzurichten und mit einem weißen Tuche in der Hand uns zuzuwinken, sank aber vor Schwäche stets bald wieder zurück. Na, wir wanden das Boot nun an Bord, und es dauerte eine ganze Weile, bis wir das Mädchen und den Schwarzen durch Wein und andere Stärkungsmittel wieder so weit zu sich gebracht hatten, daß sie sprechen und uns ihr letztes Schicksal erzählen konnten. Das Mädchen hier ist die Tochter eines spanischen Generals, der in Mexiko war, und wollte jetzt mit ihrem Vater und ihrer übrigen Familie nach Cadix zurückkehren; ihr Schiff ward aber von diesen blutdürstigen Teufeln, den Boucaniers überfallen und nach hartem Kampfe genommen. In ihrer wilden Wuth ermordeten die Seeräuber Alle an Bord, und steckten dann das Fahrzeug, nachdem sie solches ausgeplündert hatten, in Brand. In der Verwirrung des nächtlichen Kampfes gelang es aber diesem Schwarzen, der stets ein vertrauter Diener des Generals gewesen war, die Tochter unten im Schiffsraume zu verbergen. Das Schiff brannte zwar nieder, allein der Rumpf hielt sich noch längere Zeit über dem Wasser, und so wußte der treue Neger es möglich zu machen, mit dem Mädchen ein umhertreibendes Boot zu besteigen und damit, ohne von den Bouca-

niers weiter bemerkt zu werden, fortzusegeln. Nur ein wenig Wasser und einige Orangen hatten die Beiden mit sich im Boote, und mußten in dieser Weise an eilf Tage in der See umhertreiben, bis wir sie endlich in der äußersten Erschöpfung und nahe daran, vor Hunger und Durst zu verschmachten, fanden. Der sich selbst aufopfernde Neger hatte dem Mädchen das Trinkwasser allein gelassen und sich mitunter sogar das Blut aus den eigenen Adern ausgesogen, um seinen quälenden Durst zu löschen. Auch ein fliegender Fisch, den sie gefangen, hatte viel zur Erhaltung ihres Lebens mit beigetragen. Na, wie es denn meine Christenpflicht ist, behielt ich die Beiden an Bord und nahm sie mit hieher. Den Winter über werden sie wohl bei mir in Stralsund bleiben müssen, denn eine Schiffsgelegenheit nach Hispanien dürfte sich zu dieser Jahreszeit schwerlich finden; zum nächsten Frühling aber will ich das Mädchen nach Cadix schicken, wo unfern davon eine alte Tante, die jetzt ihre einzige Verwandte ist, wohnen soll,“ schloß der Schiffer seine Erzählung, und fügte dann auf die Frage eines andern Collegen, ob die Geretteten gar keine pecuniären Mittel besäßen, noch hinzu: „Wie sich das von selbst versteht, habe ich darnach nicht gefragt, und würde das auch in meinem

Betragen keine Aenderung herbeiführen. Baares Geld hat zwar die Spanierin nicht gerettet, aber der umsichtige Neger fand Gelegenheit, ein kleines Kästchen mit Perlen und Edelsteinen in seinen Kleidern zu verbergen. Es sind sehr werthvolle Kleinodien darunter, so weit ich mich auf solch Zeug verstehe, für welche man bei einem späteren Verkauf in Amsterdam oder Hamburg gewiß große Summen lösen könnte. Auch ein Kreuz von sehr schönen Diamanten trägt die Spanierin an einer Goldkette stets um den Hals, und hat ein Gelübde gethan, sich niemals und unter keinen Umständen davon zu trennen," fügte er noch hinzu. „Doch jetzt liegt die alte Margrethe fest am Bollwerk und ich kann, ohne meine Pflicht als Schiffer zu verletzen, von Bord gehen und zu meiner Frau im Häuslein am Knieperdamm eilen, wohin es mich schon lange zieht," schmunzelte der alte Schiffer, gab dann an die Matrosen und Steuerleute noch einige Befehle, und wandte sich in spanischer Sprache an seine schöne Fremde, indem er sie einlud, ihn jetzt zu seiner Familie zu begleiten. Es lag dabei so viel Herzliches und Wohlwollendes in der Stimme des rauhen, ehrlichen Seemannes, daß die Spanierin, davon hingerissen,

seine Hand erfaßte und ihn nochmals mit beredten Worten für seine Güte gegen sie dankte.

„Der Schwarze kann mitgehen — er hat geschworen, seine Gebieterin niemals mehr zu verlassen, und in unserm Hause wird sich wohl eine leere Kammer für den braven Burschen finden," wandte sich der Schiffer jetzt zu seiner Tochter, und befahl dann in spanischer Sprache dem Neger, sein Bündel zu schnüren und auch die wenigen Kleider seiner Gebieterin mit fortzunehmen, um ihm auf das Land zu folgen. Mit vor Freude leuchtenden Augen beeilte sich der Sclave, diesen willkommenen Befehl in möglichster Eile auszuführen.

„So — da stehe ich denn wieder auf Stralsunder Grund und Boden. Weiß Gott, es ist doch ein eigenes Gefühl, wenn ein Mensch nach mehrjähriger Abwesenheit die Erde seiner Vaterstadt, welche seine Familie umschließt, wieder betritt," sprach der Alte gerührt, als sein Fuß zuerst auf dem Hafendamm stand. „Als ich in jenen Stürmen auf dem Meere umhergeschleudert wurde und jeden Augenblick erwarten mußte, daß die Margarethe mit Mann und Maus untergehen würde, da that ich das Gelübde, wenn Gott der Herr mich gnädig erretten und ich jemals wieder

die Stralsunder Erde betreten würde, eine Stiftung von tausend Reichsthalern für unser Seefahrerhaus zu machen, und dann am nächsten Sonntage nach meiner glücklichen Rückkehr mit meiner gesammten Familie einen feierlichen Dankgottesdienst in unserer Marienkirche zu veranstalten — Du hast doch nichts dagegen, Grethel, daß Dein Heirathsgut um dies Stiftungsgeld verringert wird?" wandte er sich scherzend an seine Tochter.

„Wie könnt Ihr nur so fragen, würde ich doch gern das Letzte, was ich besitze, hingeben und als geringe Magd für Geld dienen, wenn ich Euch nur habe, Vater," sprach die Tochter, auf's Neue die Hand des Vaters mit inniger Liebe erfassend.

„Ja, ich weiß es, Grethel, Du bist ein braves Mädel und mein liebes, herziges Kind. Na und ein kleines Heirathsgut, daß Du doch nicht mit ganz leeren Händen in ein Haus kommst, wenn ein braver Bursche dereinst um Dich freiet, wird trotz der tausend Reichsthaler doch wohl noch für Dich übrig bleiben. Wie steht es, Mädel, ist während meiner ganzen zweijährigen Abwesenheit Dein Herz noch immer frei geblieben und hat noch kein wackrer Bursche um Dich geworben? Aber das sage ich Dir, Grethel, einen Seemann muß ich

zum Schwiegersohn haben, ein anderes Blut als Seemannsblut thuet in unserer Familie nicht gut. Sind seit Hunderten von Jahren doch alle Jungens bei uns Seefahrer gewesen, und die Dirnen haben nur Schiffer oder Steuerleute geheirathet, und Du darfst mir auch nicht aus der Art schlagen," schmunzelte der Alte noch weiter, während er am Arm der Tochter seinem Häuslein zueilte. Schweigend ging die Spanierin an seiner Seite. Ihr Ohr verstand nicht die fremden Laute, ihr Auge traf nur auf unbekannte Gegenstände, und ihr an des Südens milde Luft gewöhnter Körper wurde jetzt von dem kalten Herbstwinde der norddeutschen Seeküste eisig berührt. In dem schönen, sonnigen Andalusien hatte auch sie, umgeben von einer geliebten, allgemein geehrten Familie zu landen gehofft, als sie Mexikos Küste verließ — für immer aber hatte diese Schauernacht, als die blutdürstigen Boucaniers, lebendigen Teufeln gleich, auf das brennende Schiff stürmten, diese Hoffnung vernichtet, und eine hülflose Fremde mußte sie jetzt zuerst ein ihr völlig unbekanntes Land betreten. Wie konnte es anders sein, als daß ihr Auge sich jetzt mit bitteren Schmerzensthränen füllte und sie leise vor sich hin schluchzte, während der fröhliche Vater mit seiner freudestrahlenden Tochter in heiterm Gespräch neben

ihr hinwandelte. Das lauschende Ohr des treuen Negers aber hatte dieses leise Weinen der Gebieterin vernommen. Er eilte zu ihr, und ihre Hand erfassend flüsterte er ihr die feste Versicherung der unbedingtesten Hingebung zu, und wie er gern sein Blut für ihr Wohl vergießen würde. Und mitten in ihrem Schmerze mußte die Spanierin über diese Worte des treuen Sclaven lächeln. Sie fühlte sich jetzt nicht mehr so vereinsamt als früher, denn sie wußte, daß doch Jemand mit ihr zugleich hier den fremden Boden betreten habe, auf dessen unbedingte Zuneigung sie mit der völligsten Zuversicht rechnen dürfe, und wenn dies auch nur ein Negersclave war.

An der Thür des Gartens stand die Schiffersfrau, den heimkehrenden Gatten zu erwarten. „Da hast Du mich wieder, meine Alte, und jetzt bleibe ich, will's Gott, recht lange bei Dir, denn es ist ein böser Ehemann, der seine Frau an zwei Jahre böswillig verläßt," rief der Schiffer, seine treue Gattin umarmend. Er hatte sich zwar absichtlich bemüht, einen scherzhaften Ton beizubehalten; aber die Rührung brach doch hindurch, und in dem Auge des kühnen Seemanns schimmerte abermals eine Thräne, als er diese alte, viel geprüfte

Gefährtin seines Lebens jetzt nach so langer Trennung umarmte.

„Aber hier, Mutter, bringe ich Dir noch eine zweite Tochter, wenigstens für die nächsten Monate, in das Haus. Nimm sie freundlich auf und gieb ihr Deinen mütterlichen Schutz, dessen sie dringend bedarf," sprach der Schiffer, als er das erstaunte Gesicht bemerkte, mit der seine Frau alsbald die Spanierin und den Neger, die sich Beide jetzt etwas in den Hintergrund zurückgezogen hatten, betrachtete. In wenigen, kurzen Worten erzählte er der Gattin nun die Geschichte, unter welchen Umständen er die Spanierin gefunden habe, und ergriff dann deren Hand, um sie zur Ersteren zu führen. Die Freude hatte das sonst so starre Wesen der Schiffersfrau gemildert, sie legte ihre knochige, abgehärtete Rechte auf das Haupt der sich vor ihr leise beugenden Fremden und sprach: „Armes Kind, sei Dein Eintritt in unser Haus gesegnet. Was ich vermag, soll geschehen, um Dir, so lange Du bei uns weilst, die verlorene Mutter zu ersetzen." Zwar verstand die Spanierin nicht den Klang der rauhen plattdeutschen Worte, welche die Schiffersfrau zu ihr gesprochen, aber sie empfand doch, daß solche nur Freundliches für ihr ferneres Wohl enthielten,

und beruhigter als früher blickte sie jetzt auf die ihr fast riesig dünkende hohe dürre Gestalt der fremden Schiffersfrau. So betrat Donna Juanna Maria Eugenia de la Torres am letzten October des Jahres 1627 das Haus des Schiffers Wilhelm Bradhering, unweit des Knieperdammes zu Stralsund.

Mit zufriedenem Lächeln musterte der Schiffer jetzt die bescheidenen Räume seiner kleinen Wohnung, aus der er so lange fern gewesen war. Er durchschritt das Stüblein wiederholt mit langen Schritten, und die vergnügten Blicke des Besitzers verweilten lange auf all' den verschiedenen Geräthen des Haushaltes und der Ausschmückung, welche er so geraume Zeit nicht gesehen hatte. Er prüfte das Schiffsmodell an der Decke, und bemerkte wohlgefällig, daß auch noch kein Taulein davon zerrissen oder verschoben war, wog das wuchtige, scharfe Enterbeil in der kundigen Hand, störte die alte Singdrossel in dem grünen Holzkäfig an der Fensterecke aus ihrer nächtlichen Ruhe, und verlangte scherzend, daß sie ihm ein Willkommslied pfeifen solle, worauf der schläfrige Vogel sich aber nicht recht einlassen wollte. Mit Bedauern vernahm der wackere Hausherr, daß Wachauf, der treue Hausspitz, während seiner

Abwesenheit gestorben sei, freute sich aber sehr, als Murjahn, der große schwarze Kater nach seiner Gewohnheit mit leisem Tritt und hochgekrümmtem Buckel durch das Zimmer schlich. Zwar ließ sich der Kater geduldig auf dem Rücken kratzen, und rieb schnurrend sein weißes Fell an dem Stiefel des Mannes, schien aber sonst nach Art der Katzen seinen alten Herrn nicht wieder zu erkennen und irgend wie eine besondere Anhänglichkeit für seine Person zu empfinden. Dabei versäumte der Alte aber nicht, sich eifrig in der spanischen Sprache mit seiner Schutzbefohlenen zu unterhalten. Müde und angegriffen von den wechselvollen Eindrücken dieses Tages, saß die Spanierin auf dem einzigen Polsterstuhl des Zimmers, den ihr der Alte als den bequemsten Sitz gastlich herbeigeschoben hatte, und ließ verwundert ihre großen, dunklen Augen auf die ganze, ihr so völlig fremde, Einrichtung eines deutschen Bürgerhauses umherschweifen. Auf einem niedern Schemel hatte sich der Neger zu den Füßen der Gebieterin niedergekauert, um so recht in ihrer Nähe zu sein. Frau und Tochter des Schiffers waren inzwischen mit den verschiedenen Sorgen um die Wirthschaft beschäftigt, denn in dem einfachen Haushalt ward für gewöhnlich keine Dienstmagd

gehalten. Frau Bradhering stand am prasselnden Feuerherd in der Küche und bereitete mit kundiger Hand das Leibgericht ihres Eheherrn, einen derben, fetten Speckpfannkuchen. Wie glücklich fühlte sich die brave Frau, jetzt nach zweijähriger Pause diese Arbeit zuerst wieder verrichten zu können! Sie sparte weder Eier noch Butter, und hatte ihre Freude, daß der Pfannkuchen so recht gut aufging und schön braun und knusperig wurde. Und wie nun der Eichenholztisch mit dem blüthenweißen groben Linnentuche gedeckt war und darauf die wie Silber glänzenden Teller, Schüsseln und Becher von Zinn standen, und die besorgte Hausfrau zuerst das würzige, schon in seinem Dampfe einladende Warmbier und später die große Schüssel mit den braunen, glänzeuden Speckpfannkuchen und die nicht minder große, mit den röthlichen, weiß umsäumten Schinkenschnitten darauf stellte, sah das ganze Mahl wirklich so verlockend aus, daß selbst ein verwöhnter Hausmann sein Wohlgefallen daran finden konnte. Nach kurzem Tischgebet, denn die gute, strenge Sitte jener Zeit forderte mit Recht, daß jede Mahlzeit mit Gebet begonnen und beendet wurde, setzte sich die Schifferfamilie nun zum Essen nieder. Wahrlich, es war ein ungemein anziehendes Bild, den wackern

Schiffer, umgeben von Gattin und Tochter, seine erste Mahlzeit im eigenen Hause wieder einnehmen zu sehen. Ein größeres irdisches Behagen, als sich in dieser Stunde auf dem ehrlichen, gebräunten Gesicht Bradhering's ausdrückte, konnte auf dieser Erde nicht gefunden werden.

„Ja, meine Alte, über das Essen vom häuslichen Herd und den Trunk aus dem eigenen Keller geht doch in der ganzen Welt nichts. Ich habe in Genua mehrmals an der stolzen Gasttafel der reichen dortigen Handelsherren, wo es viel vornehmer zugeht, als dies selbst bei dem Herzoge Bogeslaw von Pommern der Fall sein soll, mitgegessen, und auch auf Teneriffa lud mich der spanische Gouverneur daselbst ein, aber was ist all' dieser Glanz und diese Pracht gegen mein Häuslein hier, und wie schlecht schmecken diese fremden Delicatessen gegen einen Speckpfannkuchen und ein Warmbier von meiner lieben Frau zubereitet? Sollst leben, meine Alte, und will's Gott! essen wir von jetzt an noch recht oft miteinander. Will mir scheinen, als ob der alte geizige Filz Maßmann mir die Führung der Frau Margrethe abnehmen will. Nun immerhin mag er's thun. Wird mich zwar betrüben das alte gute Schiff, was ich über zwanzig Jahre auf allen Meeren führte,

verlassen zu müssen, aber was nicht zu ändern ist, das ist nun einmal nicht zu ändern, und bitten und betteln vor meinem Patron thue ich deshalb doch nicht. Ich habe mir gedacht, mir dann fortan einen kleinen Küstenfahrer zu kaufen; denn dazu wird das Geld in unserer Spartruhe wohl noch ausreichen, und damit nach Rügen und Greifswald oder Rostock zu segeln. Dann bin ich doch nahe am Hause und habe keine so langen Trennungen von Euch mehr nöthig." Wohlgefällig gab die Hausfrau zu diesem Plane ihres Gatten ihre Zustimmung, und auch Grethe nickte freudig bei der Aussicht, daß der Vater fortan nicht mehr auf so langen Reisen abwesend sein wolle. Schweigend saß aber die junge Spanierin an diesem fröhlichen Familientische. Die fremden, ihrem Ohre so roh und rauh klingenden, Laute der plattdeutschen Sprache, welche damals allein in alten Bürgerfamilien Norddeutschlands gesprochen wurde, waren ihr so unverständlich, die fetten, derben Speisen, die sie genießen sollte, so widerlich, daß sie kaum den Gedanken erfassen mochte, in dieser Umgebung noch lange Monate verbringen zu müssen.

Und doch fühlte sie sich auf der andern Seite wieder durch die wahre Herzensgüte und ungezwungene Gastfreundlichkeit dieser wackern Familie

zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet. An einem Nebentischlein erhielt der Neger inzwischen seine Speisen und schien am Pfannkuchen und an Schinkenschnitten größeres Behagen, als dies bei seiner Herrin der Fall war, zu empfinden, denn seine perlweißen, scharfen Zähne arbeiteten wacker in den derben Speisen.

Ein besonderes Kämmerlein für die vornehme Fremde konnte fürerst wenigstens nicht in des Schiffers Bradhering bescheidenem Hause eingerichtet werden. Grethe's geschäftige Sorgfalt hatte der Spanierin inzwischen ein Lager in ihrer eigenen Kammer hergerichtet und auf das Beste mit allem zwar sehr bescheidenen Luxus, so gut solchen das Haus nur darbot, ausgestattet. Zwar fühlte sich das Mädchen selbst wohl etwas durch die Nähe der Fremden beengt, und es war ihr eigentlich nicht ganz recht, daß solche vielleicht jetzt auf viele Monate hin mit ihr in engsten Verkehr treten sollte, doch verbannte sie sogleich alle solche egoistischen Gedanken, und gelobte sich auf's Neue, Alles, was nur irgendwie in ihren Kräften stände, aufzubieten, um der armen verlassenen Waise den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als nur möglich zu machen. Für den treuen Neger hatte Grethe's Sorgfalt ebenfalls eine Schlafstelle aus-

gerüstet, und solche mit den geringen Bequemlichkeiten, an die er überhaupt gewöhnt war, vollauf versehen.

Mit innigem Gutenachtkuß trennte sich Grethe jetzt vom Vater, die nächtliche Ruhestätte zu suchen. „So möge die erste Nacht, die Ihr unter meinem Dache verbringt, eine friedliche sein, und noch viele gleiche dieser folgen," sprach der Alte beim Abschiede zu der Spanierin, da er allein im ganzen Hause sich mit ihr zu unterhalten vermochte. „Und nun komm', Mutter, und laß auch uns zu Bette gehen; nach einem Platz im warmen Ehebette habe ich in mancher wilden Sturmesnacht, die ich auf dem Verdecke der alten Margrethe zubringen mußte, mich oft recht herzlich gesehnt," wandte er sich scherzend an die Gattin.

Oben in dem einfachen Kämmerlein von Grethe wollte die Ruhe noch lange nicht einkehren. Vergebens suchte das Auge der Spanierin dort nach dem gewohnten Crucifix an der Wand, um nach der strengen Sitte ihrer Heimath ihr Abendgebet davor zu verrichten. In dem streng protestantischen Hause des Stralsunder Schiffers war ein Crucifix, wie auch das kleine Behältniß mit Weihwasser an der Zimmerthür nicht zu finden, und schmerzlich ward die eifrige Katholikin von diesem

Mangel berührt. Sie zog ihre Diamantkreuz von der Brust, warf sich auf die Kniee und betete so vor demselben. Verwundert blickte die norddeutsche Protestantin, die gewohnt war, vor dem Zubettegehen noch einen kurzen Abendsegen aus einer alten Hauspostille zu lesen, auf das ungewohnte Treiben der Fremden, hegte aber zu große Ehrfurcht vor jedem religiösen Gebrauch, um sie nur im mindesten darin zu stören.

Beide Mädchen hatten endlich ihre jungfräulichen Lager gesucht, und das klare Licht des Mondes, der hell durch die kleinen blankgeputzten Fensterscheiben in das Kämmerlein fiel, beschien diese. Gar verschieden zeigten sich die beiden hier ruhenden Gestalten. Wie sanft und zufrieden schlummerte die pommer'sche Schiffertochter, und das leise Lächeln, welches ihre fest geschlossenen Lippen umspielte, zeigte, wie liebliche Bilder der Traum ihr vorspiegeln müsse. Um die weiße hohe Stirn schlang sich dabei das blonde Haar, welches im Mondlicht fast eine goldglänzende Färbung angenommen hatte, und in der Ferne schien es fast, als umschwebe ein lichter Heiligenschein den Kopf der ruhenden Jungfrau. Das bleiche Haupt auf die zierliche Hand gestützt saß halb aufgerichtet aber die Spanierin auf ihrem

Lager. Von dem unruhigen Umherwerfen auf den Kissen hatten sich die Flechten des langen, vollen blauschwarzen Haares gelöst, und umgaben das zarte Gesicht, als sei es ein Miniaturbildlein im tief dunkeln Ebenholzrahmen. So lag sie sinnend, trübe Gedanken bewegten ihr das Herz, aus den feurigen Augen rannen die Thränen in heißem Lauf, und mehrmals noch klang der volle Stundenschlag vom hohen Thurme der Marienkirche dumpf herüber, bis Morpheus ihr endlich die müden Augenlider schloß, und ein sanfter Schlummer die arme Verlassene erquickte.

In gewohnter friedlicher Thätigkeit entspann sich nun das Leben während der folgenden Tage in dem Schifferhause. Schiffer Bradhering mußte vom frühen Morgen bis zum Abend unausgesetzt am Bord der Schonerbrigg zubringen, um die Löschung der mitgebrachten Waaren zu überwachen, und dann die Abtakelung zu besorgen. Wie er erwartete, so kam es auch; er hatte noch manchen ärgerlichen Wortwechsel mit seinem geizigen Rheder Maßmann, der sich unzufrieden mit dem freilich nicht unbedeutenden Verlust erwies, den das übermäßig lange Ausbleiben des Schiffes ihm verursachte. Als nun aber gar der Rheder versuchte, auch der Mannschaft für die Zeit ihrer

Anwesenheit in Tereniffa Abzüge an der bedungenen Monatsheuer zu machen, da schwoll dem ehrlichen Schiffer die Zornader so sehr, daß er kurzweg seinem Herrn Patron den ferneren Dienst aufkündigte, und ihm erklärte, er werde die Schonerbrigg noch in das Winterlager bringen, dann aber den Oberbefehl darüber gänzlich abgeben.

Seinem Versprechen gemäß hielt Bradhering nun am ersten Sonntage, den er am Lande wieder zubrachte, ein feierliches Dankgebet in der Marienkirche. In seinem besten Feierkleide, einem kurzen weiten Rock von blauem Sammetmanchester, eben so farbigen, bauschigen aber kurzen Hosen, die unten am Knie durch eine Schnalle festgehalten wurden, langen Strümpfen und Schnallenschuhen, auf dem grauen Haupte ein runder, an der einen Seite aufgeschlagener Hut, ein kurzes, aber breites, schweres Schwert mit blankem Stahlgriff, am braunen Ledergurt umgeschnallt, sah die feste, knorrige Gestalt des Schiffers ungemein stattlich aus. An seiner Seite wandelte mit ehrbarem Schritte seine getreue Ehehälfte, ebenfalls in der besten Feiertagskleidung, die nur bei besonders festlichen Gelegenheiten aus der wohlverwahrten Truhe genommen wurde. Das lange

schwarze Gewand von feinem Tuche mit dem pelzverbrämten Ueberwurf ließ die hohe Gestalt der stattlichen Schiffersfrau fast noch größer, als sie war, erscheinen. Hinter der Mutter folgte Grethe, das blühende Gesicht etwas zu Boden gesenkt und die schönen blauen Augen sittsam niedergeschlagen, wie es die Sitte jener Zeit jeder ehrsamen Jungfrau aus dem Bürgerstande, wenn sie zur Kirche ging, streng vorschrieb. Die Feiertagskleidung, in Stoff und Schnitt der der Mutter gleich, aber nur von violetter Farbe, ließ den schönen schlanken Wuchs der Jungfrau ungemein wohlgefällig hervortreten, und auch die kleine Haube von Sammet, mit weißem Pelzwerk besetzt, die hinten auf dem in einen vollen Knoten geschlungenen, blonden Haar befestigt war, stand ihrem rosigen Gesichte vortrefflich. Es war kein Wunder, daß mancher junge Bürgerssohn oder Steuermann mit wohlgefälligen Blicken der schönen Schiffergrethe vom Knieperdamm, so ward das Mädchen allgemein in Stralsund genannt, nachsah. Besonders Hinrick Jochen, der junge Steuermann, der ihr damals zuerst die Nachricht von des Vaters Ankunft gebracht hatte, konnte sich jetzt gar nicht satt an ihr sehen. Neben der Schifferstochter ging aber noch eine Frauengestalt, die fast noch größe-

res Aufsehen als diese selbst erregte. Es war die gerettete Spanierin, die, obgleich eine strenge Katholikin, es sich jetzt nicht hatte nehmen lassen, die Familie in die Marienkirche zu begleiten So gut sich dies in Stralsund beschaffen ließ, hatte die Fremde sich schon eine neue Kleidung nach ihrer Nationalsitte wieder anfertigen lassen. Ihren zierlichen und doch so üppig geformten Körper umschloß ein enges, faltiges Röckchen von schwerer schwarzer Seide, dessen Kürze die zarten Füße in den Atlasschuhen, die freilich von einer Kleinheit waren, daß selbst das vornehmste deutsche Edelfräulein darauf hätte neidisch sein können, so recht hervortreten ließ, während zum Schutz gegen die Kälte eine mit Pelz gefütterte Jacke von schwarzem Sammet den Oberkörper umhüllte. Von dem reichen Haar floß ein schwarzer Schleier herab, der, in kunstvolle Falten gelegt, das bräunliche blasse Gesicht fast ganz umfloß, so daß nur die dunkeln Augen daraus hervorblitzten. Solche fremdartige und dabei zugleich eigenthümlich schöne Erscheinung hatte man in der Stadt noch nicht gesehen, und es durfte nicht verwundern, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit Aller erregte. Besonders das weibliche Geschlecht war hierin noch eifriger als das männliche, und gar manche

ehrsame Frau oder Jungfrau aus einem Bürgerhause ertappte sich dabei, daß sie über die neugierigen Beobachtungen, welche sie der Fremden gewidmet, der Predigt des Herrn Archidiakonus in der Kirche nicht die gehörige Aufmerksamkeit zollte. Während die Schiffersfrau und Tochter schwarz eingebundene Gesangbücher in der Hand trugen, hielt die Spanierin einen Rosenkranz von schwarzen Kugeln in ihrer Rechten, auch blitzte von ihrer Brust das Diamantkreuz mit funkelndem Glanze.

Hinter der Schifferfamilie folgte nun die Mannschaft des geretteten Fahrzeuges. Die Matrosen waren alle in dunkle Friesjacken gekleidet, um welche sie das kurze, schwere Enterschwert, damals die Auszeichnung eines jeden Seemannes, geschnallt hatten. Zwischen ihren rothen, verwetterten Gesichtern zeichnete sich das glänzend schwarze Antlitz des Negers, der sich ihnen angeschlossen hatte, gar merklich aus. Um dem Schiffer Wilhelm Bradhering, der besonders unter seinen Standesgenossen eine sehr angesehene Persönlichkeit war, einen Beweis ihrer Achtung zu geben, hatten sich alle zur Zeit in Stralsund anwesende Schiffer seinem feierlichen Kirchengange angeschlossen. Es mochten wohl an siebzig bis achtzig Männer sein,

die, alle ungefähr in dergleichen Tracht, wie wir solche vorhin beschrieben, das Schwert umgürtet, eine gar stattliche Schaar bildeten. Zwar befanden sich schon gar viele Grauköpfe, ja selbst Männer mit bereits schneeweißen Haaren darunter, allein der kühne, selbstvertrauende Ausdruck, der größtentheils in ihren wetterdurchfurchten Gesichtern lag, bürgte dafür, daß die meisten das Schwert nicht blos zum Putz an der Seite trugen, sondern auch Kraft und Muth genug besaßen, um solches gehörig führen zu können, wenn dies die Umstände erforderlich machen sollten. Kräftiger als die Schiffer sahen im Allgemeinen noch die Steuermänner aus, die ungefähr in gleicher Zahl ihnen folgten. Wahre herkulische Gestalten, die noch in voller Jugendkraft standen, befanden sich darunter. Und nun gar die Matrosen, die in einem an drei- bis vierhundert Köpfe zählenden Haufen den Steuerleuten folgten, alle nach der Sitte jener Zeit ihre Enterschwerter im Gürtel. Da waren die echt norddeutschen Seebären darunter, Kerle so stark und rücksichtslos kühn wie der verwundete Eisbär, der sich auf die Schaar seiner Feinde stürzt. Wo die mit der schweren Waffe in der kräftigen Faust einmal hingeschlagen hatte, da war so leicht keine Heilung mehr möglich, denn der Schädel war zer-

schmettert oder der Knochen durchhauen. Jetzt, wo es zur Kirche ging, zeigten alle diese Matrosen ein ernstes, gesetztes Benehmen, und von der ungebundenen Lustigkeit, welche sie sonst am Lande entfalteten, war keine Spur zu bemerken; denn der tüchtige norddeutsche Seemann besitzt bei aller anscheinenden Rohheit in der Regel doch einen sehr gottesfürchtigen Sinn. Der Gottesdienst in der Marienkirche war sehr feierlich, und der alte ehrwürdige Archidiakonus, ein wahrer Diener unserer protestantischen Religion, verstand es ungemein, seinen Vortrag dem Fassungsvermögen und Bildungsgrade der Mehrzahl seiner Zuhörer anzupassen, so daß seine Worte nicht verloren gingen. Auf die Spanierin machte dieser streng protestantische Gottesdienst, dem sie jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben beiwohnte, einen eigenthümlichen Eindruck. Die kahle, schmucklose Kirche, ohne Heiligenbilder, Statuen und sonstigen theatralischen Aufputz, wie sie solchen in den Gotteshäusern ihrer Heimath in so reicher Weise gewöhnt war, kam ihr öde und würdelos vor; das Fehlen der Messe, die Abwesenheit der die Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben und der Priester in den buntfarbigen Ornaten, dann der Umstand, daß Niemand während des ganzen Gottesdienstes

auf die Kniee stürzte, wollte ihrem an alle diese vielen leeren Aeußerlichkeiten gewöhnten Geschmack gar nicht behagen. Da sie außerdem die Predigt nicht verstand, und auch der brüllende Gesang, mit dem die Seeleute zwei lange Lieder aus dem protestantischen Gesangbuche sangen, ihrem durch die Wohllaute der spanischen Sprache verwöhnten Ohre erschrecklich klangen, so war der Eindruck, dem ihr dieser ganze Gottesdienst machte, ein höchst ungünstiger. Der Gedanke, daß sie nun fortan auf Monate keine katholische Kirche wieder besuchen könne, stimmte sie ungemein traurig, und schwermüthiger noch, als sie dies heilige Gebäude betreten hatte, verließ sie solches, denn mehr als je hatte sie das Gefühl der Vereinsamung und des Fremdseins in diesem fernen deutschen Lande in dessen Räumen überkommen. Aber wie ganz anders war dagegen der Eindruck, den Grethe, ihre Nachbarin im Kirchenstuhl, mit daraus fortnahm! Die klare, aus dem Herzen kommende und zum Herzen dringende Predigt des ehrwürdigen Geistlichen hatte sie tief bewegt, und auf's Neue dankte sie ihrem Schöpfer, der sie in einem protestantischen Lande geboren werden und leben ließ, und sie somit des allsonntäglichen Besuches einer protestantischen Kirche sich erfreuen durfte. Zwar hatte sie

niemals einem katholischen Gottesdienste mit beigewohnt, denn in ganz Pommern fand solcher damals nirgends statt, aber die Schilderungen, welche ihr der Vater und andere Schiffer, die in Italien und Spanien häufig katholische Kirchen besucht hatten, von dem äußeren Ceremoniell und dem bunten, leeren Firlefanz, der dabei getrieben wurde, gemacht, konnten nur das Gefühl der Abneigung dagegen in ihr erwecken. Mit so verschiedenen Gefühlen verließen die beiden jungen Mädchen, von denen jede in ihrer Art so schön war, die alte Marienkirche wieder, und die tiefe Kluft, welche in All' und Jedem zwischen ihnen lag, machte sich auch hierin wieder so recht bemerklich. Wie konnte dies denn auch wohl anders sein! Die Tochter des pommer'schen Schiffers und die des spanischen Generals in Mexiko mußten, wie in ihrem Aeußern, so auch in ihrer ganzen Gemüthsanlage und inneren geistigen Entwickelung sehr weit von einander verschieden sein.

Im Uebrigen lebten die beiden Mädchen, die das Schicksal zeitweilig neben einander gestellt hatte, in den nächsten Monaten auf friedliche, ja selbst freundschaftliche Weise in dem kleinen Häuslein fort. Der wackere Schiffer Bradhering hatte nach Stettin, Rostock, Wismar, Lübeck und Ham-

burg geschrieben, ob sich von dort bald eine Schiffsgelegenheit nach Spanien finde. Es war vergeblich gewesen; in dieser späten, stürmischen Herbstzeit lief damals so leicht kein Fahrzeug ohne dringende Noth aus einem norddeutschen Hafen mehr aus, und so mußte die Spanierin bis zum nächsten Frühling sich schon gedulden, bevor sie ihre Seereise nach Cadix antreten konnte. Eine Landreise von Stralsund bis dahin war im siebzehnten Jahrhundert aber kaum für einen Mann, geschweige denn für eine Dame ausführbar. Der Weg dahin war so weit, daß er zu Pferde kaum in einigen Monaten zurückgelegt werden konnte, und dazu im höchsten Grade unsicher. In Deutschland tobte der Krieg, wildes Kriegsvolk zog allenthalben umher, und es wäre für die Spanierin ganz unmöglich gewesen, ungefährdet dazwischen hindurchzukommen. So mußte sie sich denn dieses Planes, den sie mitunter wohl schon gehegt hatte, entschlagen und geduldig harren, bis die Frühlingswinde sie dem geliebten Vaterlande wieder zuführen konnten, obgleich auch dort freilich kaum noch ein sie wahrhaft liebendes Herz ihr entgegenschlug. Mit der größten, herzlichsten Gastfreundschaft that inzwischen die Schifferfamilie Alles, um dem fremden Mädchen den gezwungenen Aufenthalt in ih-

rem Hause so angenehm als möglich zu machen. Grethe hatte es wohl gefühlt, wie unangenehm der Spanierin das Zusammenwohnen mit ihr in demselben Raume sei, und wie sehr sie sich oft nach Einsamkeit sehne, und hatte sich nun in eine andere kleine Kammer einlogirt, und dieser dadurch ihr Zimmerchen allein überlassen. Ein großes Crucifix, welches in Stralsund gekauft war, und ein Betpult zum Knien gaben diesem Gemach jetzt ein sehr verändertes Aussehen gegen seine frühere Einrichtung. Auch eine Art von Guitarre hatte man zufällig bei einem Trödler entdeckt und gekauft, und die Spanierin konnte nun stundenlang in ihrem Zimmer verweilen und traurige Klagelieder ihrer Heimath mit ungemein wohllautender Stimme singen. Alle diese Lieder klangen so fremdartig schön, und die Sängerin verstand es, sie mit einem so tiefen Ausdruck vorzutragen, daß Grethe stundenlang dabei lauschen konnte, ohne ihren Inhalt zu verstehen. Uebrigens gab sich die Fremde auch Mühe, die deutsche Sprache zu erlernen, und obgleich ihre Fortschritte im Allgemeinen nur sehr gering waren, hatte sie es allmälig doch dahin gebracht, sich mit ihren Hausgenossinnen über die gewöhnlichsten Dinge des Lebens nothdürftig verständigen zu können.

In einem langen warmen Wollmantel mit dichter Kapuze, die nur für die Augen Platz ließ, gegen das rauhe Wetter geschützt, lief die Spanierin oft stundenlang im Freien spazieren. Ihr treuer Begleiter und Beschützer bei allen diesen Wanderungen war stets der Negersclave, der überhaupt, so viel sich dies nur einrichten ließ, in der Nähe seiner Gebieterin verweilte. Als eines Abends mehrere Strolche das spazierengehende Mädchen insultiren wollten, war plötzlich zu ihrer größten Bestürzung der Neger auf sie losgegangen. Sie hatten ihn mit seinem schwarzen Gesicht im ersten Schreck und Aberglauben für den leibhaftigen Teufel gehalten, und waren sogleich, ohne nur einen Widerstand zu versuchen, so schnell als ihre Füße sie nur tragen wollten, davongelaufen. Einen der Kerle hatte der Neger noch eingeholt und furchtbar durchgeprügelt, wobei der Geprügelte immer den Teufel um Gnade bat und vollständige Besserung versprach, wenn er ihm noch ferner das Leben schenken wolle. Dem Schiffer, dem der Neger diesen Vorfall erzählte, machte dies vielen Spaß, und er lachte herzlich darüber, zumal als es sich später herausstellte, daß die drei Kerle übelberüchtigte und dabei ihrer Prahlerei wegen bekannte Raufbolde gewesen waren.

Während nun im Innern des Schifferhäusleins am Knieperdamm sich ein friedliches Stillleben fortspann, wurden die äußeren Verhältnisse der Stadt Stralsund von Woche zu Woche nicht allein bewegter, sondern auch gefahrbringender. Eine schwere Zeit der Noth rückte jetzt für die alte Hansestadt heran, in der sich aber ihre Thatkraft glänzend bewähren und sie ein hellleuchtendes Beispiel geben sollte, was wahre norddeutsche Kraft vermochte.

Der Herzog von Friedland war im Laufe dieses Jahres auf seinem Siegeszuge immer weiter gedrungen und Fortuna, dieses launenvolle Weib, ihm stets getreu geblieben. Er hatte nicht allein ganz Schlesien und die Mark Brandenburg von den feindlichen Truppen befreit, sondern auch in Lauenburg mit dem Grafen Tilly den weiteren Plan des Feldzuges gegen den niedersächsischen Kreis und besonders gegen den König Christian IV. von Dänemark verabredet. Diesem Plane gemäß führte der Herzog von Friedland sein Heer nach Schleswig-Holstein und Jütland, schlug auch dort die Dänen vollständig und verfolgte sie, bis das Meer seinen Truppen ein gebieterisches Halt gebot. Da der Herzog an der Ostseeküste eine starke Heeresmacht zusammenziehen wollte, auf der an=

dern Seite aber wünschte, daß Mecklenburg, welches er schon als sein zukünftiges Eigenthum betrachtete, möglichst von der Einquartierung verschont blieb, so verlegte er viele Regimenter seines Kriegsvolkes nach Pommern. Zwar hatte der schwache Herzog Bogislaw von Pommern einen Protest hiergegen erhoben, allein vergeblich, und schon Anfangs November des Jahres 1627 mußte er einen Vertrag abschließen, wodurch er sich genöthigt sah, kaiserliches Kriegsvolk in seine Lande aufzunehmen. Sehr gern wollte der Herzog von Friedland aber Stralsund, diese wichtige befestigte Handelsstadt, in seine Gewalt bringen, und sein getreuer Feldoberst von Arnim, der an der pommer'schen und mecklenburg'schen Ostseeküste die Angelegenheiten des Friedländers mit eben so viel Schlauheit als Kühnheit leitete, versuchte jegliches Mittel, welches hierzu nur führen konnte; allein vergeblich, die alte, ehrenfeste Hansestadt ließ sich so leicht nicht verlocken; sie war stolz auf ihre Unabhängigkeit und fest entschlossen, solche auf das äußerste zu vertheidigen und kein Opfer dafür zu sparen.

So fanden denn besonders vom Monat December an mehrfache Volksversammlungen in der Stadt statt, um zu berathen, auf welche Weise

die Unabhängigkeit von Stralsund am sichersten zu schützen sei. Solche Volksversammlung damaliger Zeit bot ein ungleich kräftigeres Bild dar, als diese Versammlungen unserer Gegenwart, welche wir in den letzten Jahren wieder bis zum Ueberdruß mit ansehen mußten, ohne daß auch nur irgendwie das mindeste Resultat dadurch erreicht werden könnte. Man sprach damals entschieden weniger und ungleich schlechter, als dies jetzt der Fall ist, aber handelte dafür desto kräftiger, und wenn die Zungen vielleicht auch nicht so gewandt waren, so faßten kräftige Hände doch scharfe Schwerter, stets bereit zum rücksichtslosen Dreinschlagen, wenn es galt, die Ehre und die Unabhängigkeit des geliebten Vaterlandes zu retten. Eine Volksversammlung nach modernem Zuschnitt besteht gewöhnlich aus einigen eitlen oder ehrgeizigen Advocaten und Literaten, die sich freuen, eine Gelegenheit zu finden, ihre schwülstigen Phrasen und hochtrabenden Redensarten vor das Publikum zu bringen und sich so auf wohlfeile Weise einen bekannten Namen zu erwerben, und einer urtheilslosen Menge, die das Ganze als leeren Spaß betrachtet, wobei man sich unentgeltlich amüsiren, recht viele Gläser Bier leeren, und den eifrigsten Schreiern, welche die stärkste Lunge oder die größte

Unverschämtheit besitzen, einige Hurrahs zubrüllen kann; einen weiteren Zweck hat eine solche sogenannte Volksversammlung unserer Gegenwart nicht im mindesten. Damals freilich war man mit der Phrase, „Gut und Blut zu opfern," lange nicht so freigebig als jetzt, und überlegte genau und sorgfältig, bevor man einen Entschluß faßte; allein war ein solcher einmal gefaßt, so wurde er auch mit Aufbietung der letzten Kraft mannhaft durchgeführt, und freudig das letzte Gut und Blut dafür geopfert.

So gewährte auch die Versammlung der Quartiere und Gilden aus der Bürgerschaft Stralsunds, welche am 5. December daselbst stattfand, in der That einen sehr stattlichen Anblick. Der Frost hatte den Boden gehärtet, eine klare Decembersonne schien vom Himmel, und wenn auch der Ostwind scharf vom Meere her über die Stadt brauste, so machten sich die abgehärteten Naturen jener Zeit und Gegend gerade nicht allzu viel daraus. Wer an der deutschen Ostseeküste geboren und wohnhaft ist, der wird von Jugend auf überhaupt schon an einen gehörigen Ostwind gewöhnt sein. Nach ihren verschiedenen Gilden und Innungen geordnet, stand die Bürgerschaft Stralsunds auf dem Marktplatze vor dem Rathhause aufgestellt da.

Wohl an tausend Köpfe, den Kern der angesessenen Bürgerschaft enthaltend, mochte die hier geordnet dastehende Menge stark sein, und ein Freund der tüchtigen deutschen Bürgerkraft konnte sich an ihrem Anblick schon wahrhaft erfreuen. Es waren größtentheils kräftige, mannhafte Gestalten mit stark ausgeprägten Gesichtern, denen die dunkle Kleidung, oft mit feinem Pelzwerk gefüttert, der auf der einen Seite aufgeschlagene, niedere, breiträndige Filzhut und vor Allem das Schwert an der Seite, sehr gut stand. Die Gilde der Schiffer war an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder die stärkste, wenn auch sonst die der Kaufherren einen höheren Rang einnahm und über bedeutendere Geldmittel zu gebieten hatte. An die Schiffer schlossen sich die Segelmacher, Blockdreher, Schiffszimmerleute, Seiler und Ankerschmiede an. Weitere bedeutende Zünfte von Ansehen und Gewicht waren die der Fleischhauer, Gewandschneider, Grob=, Fein= und Losbäcker, Tuchscheerer und Schuhmacher. Im Ganzen konnte die Bürgerschaft Stralsunds damals aus ihrer eigenen Mitte an tausend völlig mit Wehr und Waffen ausgerüstete Mann Fußvolk und hundertfünfzig gewappnete Reiter stellen. Letztere wurden von den Kaufherren, Strandfuhrleuten, Fleischhauern und

den eigentlichen Ackerbürgern, welche Felder auf der Stadtflur besaßen und zur Betreibung des Ackerbaues ohnehin Pferde bedurften, gebildet. Rief die Gilde der Schiffer ihre Schiffsmannschaft zusammen, welche, größtentheils auf dem nahen Darst oder auf dem Fischlande wohnend, in einigen Tagen in der Stadt versammelt sein konnte, so ward diese Streitmacht noch um fünf- bis sechshundert kräftige, kühne und waffengeübte Männer vermehrt. Auch aus den Knechten, Handarbeitern und nicht zünftigen Gewerbsleuten der Stadt konnten immerhin noch an vier- bis fünfhundert Männer, welche zur Vertheidigung geeignet waren, ausgehoben werden. Zwar befand sich manch unnützer Strolch, dem man in gewöhnlicher Zeit eigentlich nicht gern Waffen in die Hand gab, hierunter, doch auch manch früherer Söldling und Kriegsknecht, der schon seinen Mann stellte, wenn es galt, die Stadt, in der er nach langen Irrfahrten endlich seßhaft geworden war, zu vertheidigen.

In dem großen Berathungssaale des alterthümlichen Rathhauses war inzwischen der gesammte Rath zur wichtigen Berathung versammelt. Die Rathsherren waren größtentheils gewiegte Leute, wohlerfahren in allen Angelegenheiten ihrer Vaterstadt, und angesehen bei ihren Mitbürgern, deren Ver-

trauen sie zu dieser ehrenvollen Stellung gewählt hatte. Größtentheils war das Haar dieser Männer bereits ergrauet und ihr Gesicht von Falten und Runzeln des Alters durchzogen, denn es gehörte in der Regel schon ein längeres, bewährtes Leben dazu, bis Jemand in die Rathsversammlung einer Hansestadt gewählt wurde. An ihrer Spitze stand der erste Bürgermeister Steinwig, ein tüchtiger Mann, der mit Recht wohlgeachtet bei Vornehm und Gering, dabei des Wortes mächtig war, und gut angesehen nicht allein bei dem Herzog Bogislaw von Pommern, der wenigstens dem Namen nach die Oberhoheit über die Stadt Stralsund führte, wenn diese durch ihre vielen Vorrechte in der That auch ziemlich selbstständig und unumschränkt auftreten konnte, sondern auch auf dem Rittertage der pommer'schen Ritterschaft zu Greifswald. Er war gerade so ein Oberhaupt, wie es diese Stadt in der schweren Zeit der Gefahr, welcher sie jetzt entgegenging, bedurfte, und sein Verdienst war nicht gering, daß Stralsund die langwierige spätere Belagerung des Herzogs von Friedland siegreich abschlug und an seinen Wällen sich zuerst der Siegesübermuth des mächtigen Feldhauptmanns des Kaisers Ferdinand brach.

Die Sache, welche den Rath auf dem Rathhause und die Bürgerschaft, in ihre vier Quartiere getheilt, auf dem Marktplatze versammelt hielt, war von der höchsten Bedeutung. Der Oberst von Arnim hatte nämlich auf des Herzogs von Friedland Befehl die Insel Rügen mit vier Regimentern Fußvolk besetzen lassen, und wollte nun auch in die feste Stadt Stralsund auf eine oder die andere Weise eine feste Besatzung bringen. Zwar waren die Befestigungen der Stadt gerade nicht sehr bedeutend, und würden in unserer Gegenwart, bei der Leichtigkeit, mit der man große Massen von Geschütz und Munition in der kürzesten Frist auf die weitesten Strecken hin befördert, und der staunenswerthen Sicherheit, mit welcher die gezogenen Geschütze auf ungeheure Entfernungen schießen, kaum die mindeste Beachtung finden. In jener Zeit aber, wo der Transport von nur einigen Belagerungsgeschützen bei den schlechten Wegen die größten Schwierigkeiten machte und auch die Artilleriewissenschaft nur äußerst schlecht bestellt war, konnten diese Befestigungen bei mannhafter Vertheidigung schon immer einen langen Widerstand leisten. Unmittelbar um die Stadt erhob sich eine alterthümliche, vielfach mit Thürmen versehene Mauer, welche schon mehrere

Jahrhunderte stand. Zum besseren Schutz dieser Mauer, die einem Geschützfeuer keinen längeren Widerstand mehr leisten konnte, waren Bastionen und Courtinen von Rasen mit gemauerten Futterungen angelegt. Die Hauptstärke Stralsunds bestand aber in seiner Lage. Diese bildete ein Dreieck, von der die breitere Seite dem Meere zugewandt lag, während die beiden schmäleren Seiten in das Land liefen. Ein flacher, mitunter morastiger Landsee umgab aber diese beiden Seiten und gewährte dadurch einen großen Schutz bei jedem Angriff. Drei schmale Dämme, welche zu den drei Landthoren der Stadt führten, zogen sich durch diesen See und vermittelten die Verbindung der Stadt mit dem flachen Binnenlande. Diese Dämme, auf denen allein die feindlichen Truppen in die Stadt eindringen konnten, waren aber durch Schanzen und Außenwerke, deren Stärke freilich noch Manches zu wünschen ließ, nothdürftig befestigt. Ungefähr sechshundert Schritte vom Hafen entfernt lag in dem Meeresarm, welcher Stralsund von der Insel Rügen trennt, eine kleine sandige Insel, der „Dänholm" genannt. Sie hatte damals noch keine Befestigungen, und doch war ihr Besitz von Wichtigkeit, denn von ihr aus

konnte ein Feind sehr leicht den Hafen und die diesem zunächst liegenden Stadttheile beschießen.

So war damals die örtliche Beschaffenheit Stralsunds, das an siebzehntausend Einwohner in seinen Mauern zählte und dem Range nach die sechste Stadt des einst so mächtigen alten Hansabundes bildete.

Da es nun dem Oberst von Arnim, dem es bisher noch an jeglichem Belagerungsgeschütz fehlte, noch nicht gerathen schien, Gewalt anzuwenden, so wollte er versuchen, durch Trug und List die Stadt in seine Hände zu bekommen. Er sandte den Oberst Sparre, einen gewandten Mann, an den Rath mit dem höflichen Ersuchen, er möge gestatten, daß ein schweres Reiterregiment und ein Regiment Fußvolk, welche beide nach Rügen marschiren sollten, ihren Zug durch Stralsund nehmen dürften, da dies der nähere und bequemere Weg sei. Um über diesen Antrag sich zu berathen, war aber der Rath jetzt in großer Sitzung versammelt, und die vier Quartiere der Bürgerschaft stellten sich auf dem Markte auf, dem gefaßten Beschluß durch ihre Anwesenheit erforderlichen Falls den nöthigen Nachdruck zu geben. In der Sitzung auf dem Rathhaussaale ging es sehr stürmisch zu, denn zwei verschiedene Parteien standen

sich in ihren Ansichten ziemlich schroff gegenüber. Wurde dem Oberst von Arnim seine Bitte abgeschlagen, und verweigerte man dem Kriegsvolke des Herzogs von Friedland den gewünschten Durchzug, so stellte man sich dadurch Letzterem gleichfalls feindlich gegenüber; darüber durfte man sich nicht täuschen.

Solch ein Schritt war aber damals für eine einzelne Stadt in Norddeutschland ein sehr mißliches Wagstück, welches leicht vollständig mißlingen konnte, unter allen Umständen aber die größten Opfer erforderte. In ganz Norddeutschland herrschte jetzt der Herzog von Friedland mit ziemlich unumschränkter Macht, bis an den Lymfjord in Jütland waren seine siegreichen Schaaren vorgedrungen, und in den Fluthen des Beltes hatten sich die kaiserlichen Fahnen gespiegelt. Alle Feindesschaaren, welche sich der Friedländischen Heeresmacht mit den Waffen in der Hand gegenübergestellt, waren zersprengt und ihre Führer, wie der kühne Graf von Mansfeld, dieser unversöhnlichste Feind der Wiener Tyrannei, und der Herzog Johann Ernst von Weimar, gestorben, oder, wie der König Christian der Vierte von Dänemark, der Markgraf Christian Wilhelm, Administrator von Magdeburg, und der Graf Thurn, in

die Flucht geschlagen. Selbst Mecklenburg und Pommern, die Nachbarländer von Stralsund, waren jetzt von kaiserlichem Kriegsvolke besetzt, und wollte nun Stralsund einen offenen Bruch herbeiführen, so mußte es sich auf eine baldige und gefährliche Belagerung gefaßt machen. Dazu wollten es denn doch viele Rathsherren nicht gern kommen lassen, und ihre Stimmen drangen darauf, daß man dem Abgesandten des Obersten von Arnim seine Bitte gewähren und den verlangten Durchmarsch gestatten solle. Besonders mehrere Kaufherren, die im Rathe saßen, stimmten mit allem Eifer für diesen Ausweg. Die Herren fürchteten, daß der Handel und Wandel der Stadt sonst sehr gestört werden könnte und sie jedenfalls dann große Verluste erleiden würden. Besonders der Kaufherr Maßmann, der als Rathsherr mit in der Rathsversammlung saß, war der eifrigste Fürsprecher dieser Friedenspartei. Er hatte nicht allein ansehnliche Capitalien im Handel mit den kleinen pommer'schen Binnenstädten ausstehen, welche er im Fall einer Belagerung Stralsunds zu verlieren fürchtete, sondern war auch gar nicht sehr geneigt, anderweitige Opfer an Geld und Gut für die Unabhängigkeit seiner Vaterstadt zu bringen. War sein Geldbeutel doch das Höchste,

was er kannte, und gleich ihm dachten noch manche andere wohlhabende Bewohner der Stadt, wenn sie glücklicher Weise auch bedeutend in der Minderheit blieben. Mit beredter Zunge schilderte der kleine dürre Kauf- und Rathsherr in dieser Sitzung die unermeßlichen Nachtheile, welche Stralsund treffen würden, wenn es sich dieser Anforderung, die der Oberst von Arnim im Namen des Herzogs von Friedland daran gerichtet hatte, widersetzen sollte. Die Sorge um sein Geld erhöhte seine Rednergabe, und da Herr Maßmann auch sonst nicht ohne vielfaches Talent war, so machten seine Worte ersichtlich großen Eindruck auf einen Theil der Anwesenden. Besonders gewandt wußte er dabei hervorzuheben, daß es sich ja gar nicht um eine Besetzung der Stadt durch kaiserliches Kriegsvolk, sondern nur um einen kurzen Durchmarsch desselben, der kaum einige Tage dauern würde, hier handle. Daß es aber bei diesem Durchmarsch sein Bewenden habe, dafür gebe das Versprechen des Obersten von Arnim die sicherste Bürgschaft.

Dieser friedlich-ängstlichen Ansicht des Rathsherrn Maßmann und seiner Anhänger trat die kräftig gesinnte Partei im Rathe, an deren Spitze der erste Bürgermeister Steinwig stand, mit aller

Entschiedenheit entgegen. Mit beredten Worten, wie solche nur ein warmes Herz für die Ehre der geliebten Vaterstadt einflößen konnten, wußte er darzustellen, wie Schimpf und Schande für die Stadt darin liege, wenn sie in kläglicher Feigheit dem ungerechtfertigten Ansinnen des Herzogs von Friedland sich füge, welchen Ruhm und Glanz sie aber bis auf die fernsten Zeiten sich erwerbe, wenn sie kräftig und mannhaft ihre Ehre vertheidige und kein Opfer für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit scheue. Er wies dabei auf die frühere Macht und den alten Ruhm des Hansabundes hin, und wie es die Pflicht Stralsunds, dieser geachteten Stadt desselben, sei, nun auch mit allen Kräften dahin zu wirken, daß dieser alte, ruhmreiche Bund ihrer Vorfahren, der ohnehin schon so Vieles von seinem Einflusse eingebüßt habe, nicht noch mehr an Kraft verliere. Daß dieser beabsichtigte Durchmarsch der kaiserlichen Truppen nur ein leerer Vorwand sei, um für immer eine fremde Besatzung in der Stadt zu halten und sie somit ihrer bisherigen Unabhängigkeit gänzlich zu berauben, setzte der Redner mit großer Klarheit auseinander. Er schilderte die Wortbrüchigkeit, welche sowohl der Herzog von Friedland wie seine Kriegsobersten sich schon in ähnlichen Fällen mehrfach

erlaubt hätten, und wie die Jesuiten, unter deren unbedingtem Einfluß der Herzog, wie allbekannt sei, stände, öfter und ohne Scheu den Grundsatz aussprächen, daß der Zweck das Mittel heilige, daß es nicht nöthig sei, den Ketzern ein gegebenes Versprechen zu halten, und man auch die grausamste Gewaltthat nicht zu scheuen habe, wenn die Macht und der Einfluß der katholischen Kirche dadurch gefördert würde. So würde man also statt des angegebenen Durchmarsches der Friedländischen Regimenter durch Stralsund eine bleibende Besatzung bekommen, und habe man erst einmal die Thore diesen fremden Kriegsvölkern geöffnet, so dürfe man mit Sicherheit darauf rechnen, solche überhaupt nicht wieder aus der Stadt entfernen zu können. Was aber eine Friedländische Besatzung zu bedeuten habe, davon sehe man in den benachbarten pommer'schen und mecklenburg'schen Städten die traurigsten Beispiele in Menge. Mit zügelloser Rohheit hausten die italienischen, wallonischen, spanischen, kroatischen, irländischen und böhmischen Schaaren, welche des Kaisers Ferdinand Kriegsmacht bildeten, nichts sei vor ihren räuberischen Händen sicher, die Ehre der Frauen und Töchter werde in allen Häusern, die solche unholde Gäste bei sich als Einquartierung aufnehmen müßten,

geschändet, das Familienleben zerstört und norddeutsche Sitte und Zucht vernichtet. Dazu sei die Habgier der höheren Officiere so groß, daß auch die größten Summen nicht ausreichten, um solche zu befriedigen, und die von ihnen besetzten Städte und Landschaften fort und fort neue Opfer bringen müßten, damit nur einigermaßen Ordnung von ihnen gehalten würde. Ob man sich denn aber freiwillig solch unerträgliches Joch aufbürden wolle, da man doch noch hinreichende Mittel zur Befreiung davon besitze? Noch habe der Herzog von Friedland kein Belagerungsgeschütz in der Nähe, und bei den grundlosen Wegen in Pommern und Mecklenburg während der jetzigen Jahreszeit könne er gar nicht daran denken, dasselbe vor dem nächsten Frühling in genügender Zahl herbeizuschaffen und die Belagerung mit Nachdruck zu beginnen. Welchen Widerstand aber eine auch nur mittelmäßig befestigte Stadt bei dem muthigen Sinn ihrer Bürger leisten könne, sehe man jetzt auf glänzende Weise an Glückstadt und Krempe in Holstein, vor welchen beiden Orten die Friedländischen Obersten Aldringer und Torquato Conti mit vielem Kriegsvolke schon Monate lägen, ohne sie einnehmen zu können. Es würde doch ungemein beschämend für Stralsund sein, welches in jeder Hinsicht eine un-

gleich mächtigere Festung sei, wenn es nicht diesem ruhmreichen Beispiele folge. Auch sei die Lage der Stadt gar nicht so hülflos, wie dies von mehreren Seiten dargestellt werde. Die Wälle seien stark, der See schütze auf der Landseite sehr, und wenn die Schanzen vor den Dämmen auch vielleicht jetzt verfallen seien und der Dänholm dringend einer Befestigung bedürfe, so ließe sich bei gutem Willen und fleißiger Arbeit in kurzer Frist sehr viel Versäumtes hierbei nachholen. Dazu habe man das freie Meer, welches der Friedländer mit allem seinen Fußvolk und aller Reiterei niemals zusperren könne, wenn er sich in lächerlicher Anmaßung auch jetzt den prahlerischen Titel: „Großadmiral des baltischen und oceanischen Meeres" beigelegt habe. So lange man aber nur die Verbindung mit dem Meere offen habe, brauche Stralsund niemals zu verzagen. Man könne Munition und Proviant stets zur See beziehen, die Frauen und Kinder im schlimmsten Falle auf die Schiffe flüchten, um sie den Schrecken einer Belagerung zu entziehen, und eben so auch Hülfe von auswärts erhalten. Diese sei aber wahrscheinlich schon näher, als Viele glaubten. Gustav Adolph, der ruhmreiche König von Schweden, der siegreiche Beschützer des Protestantismus, werde unmöglich

dulden, daß ein Kaiser Ferdinand und seine Helfer und Helfershelfer die protestantische Kirche in ganz Norddeutschland auf eben so grausame Weise mit Feuer und Schwert ausrotteten, wie dies bereits in Böhmen und anderen kaiserlichen Erbländern geschehen sei. Der König von Schweden ziehe daher schon eine Heeresmacht zusammen und rüste eine Flotte aus, und es sei wahrscheinlich, daß er bald in genügender Stärke an der deutschen Ostseeküste landen werde. In diesem Falle wäre es aber von der höchsten Wichtigkeit, wenn Stralsund, welches den geeignetsten Landungspunkt für die Schweden abgebe, noch nicht von Friedländischen Truppen besetzt, sondern frei sei. So würde also auch die Bevölkerung der Stadt durch eine mannhafte Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit eine Ehrenpflicht gegen das ganze protestantische Deutschland erfüllen, und Ehre und guten Namen bis auf die spätesten Zeiten sich dadurch erwerben." Solche und ähnliche Worte sprach jetzt in der Rathsversammlung zu Stralsund der wackere Bürgermeister Steinwig, und ihr Einfluß war nicht gering. Noch mehr aber ward solches durch die Haltung der Bürgerschaft draußen auf dem Marktplatze vergrößert. Es hatte sich die Kunde hier verbreitet, daß der Rathsherr Maßmann für die

Gestattung des Durchmarsches der Friedländischen Truppen gesprochen und bei einem Theil der Rathsherren Anklang hierin gefunden habe. Ein allgemeiner Unwillen brauste bei dieser Nachricht durch die Reihen der Bürger, und heftige Worte des Zornes wurden hörbar. Die vier Quartiere traten sogleich zusammen und wählten Sprecher, welche dem Rathe den einmüthigen Willen der Bürger, daß Stralsund unter keinem Vorwande Friedländischem Kriegsvolk die Thore öffnen, sondern sich nöthigenfalls zum hartnäckigsten Widerstand entschließen würde, mittheilen sollten. Der Schiffer Wilhelm Bradhering, der sich bei der Schiffergilde des allgemeinsten Ansehens erfreute, war einer dieser Sprecher. Mit bescheidenem Anstande, aber ernst und fest im Gefühl ihrer Würde, traten diese Männer jetzt in den Rathssaal. Der Schiffer Bradhering war als Sprecher erwählt. Gar ernst und kraftvoll klangen nun seine Worte, als er zu der Rathsversammlung sprach, daß die Bürger fest entschlossen seien, unter keinen Umständen Friedländischen Regimentern die Stadtthore zu öffnen, sondern kräftig und mit Anwendung der äußersten Mittel sich ihrem Einmarsch zu widersetzen. „Und dies, edle und gestrenge Herren, ist unser fester Entschluß, daß, so lange

noch ein wehrhafter Mann in Stralsund die Waffen tragen kann, keine fremde Fahne auf unseren Thürmen wehen und kein Friedländisches Kriegsvolk seinen Einzug bei uns halten darf," schloß er seine kurze, aber mannhafte Rede. Dieser Beschluß der Bürgerschaft gab aber den Ausschlag, und auch die Rathsversammlung beschloß nun, dem Abgesandten des Obersten von Arnim die Mittheilung zu machen, daß seinem Gesuche nicht willfahret und das Thor der Stadt nicht für den gewünschten Durchmarsch geöffnet werden könne. Mit trotzigen Drohungen verließ der wilde Kriegsmann den Rathhaussaal und ritt bald darauf, von einigen Reisigen begleitet, aus der Stadt.

Daß aber der Herzog von Friedland diesen Abschlag seiner Bitte nicht so geduldig aufnehmen, sondern bald versuchen würde, mit Gewalt zu erzwingen, was er jetzt durch List nicht hatte erreichen können, davon war man in Stralsund allgemein überzeugt. Es galt daher, mit Eifer und Kraft sich zu einer hartnäckigen Gegenwehr zu rüsten, und ungesäumt ward hiemit begonnen. Um die streitbare Mannschaft zu verstärken, nahm man dreihundert tüchtige, vielerprobte Kriegsknechte von dem zersprengten dänischen Heere des Königs Christian in Sold, und stellte solche unter die Füh-

rung einiger bewährter fremder Officiere. Da aber die eigene Kraft der Bürger bei der Vertheidigung das Meiste thun mußte, so versäumte man nichts, solche zu verstärken. Die einzelnen Innungen traten zusammen und rüsteten je nach ihrer Stärke eigene Fähnleins oder Compagnien, die sich ihre Anführer und Hauptleute wählten und nun sich fleißig in dem Gebrauch der Waffen übten. Die Gilde der Schiffer, welche viele Matrosen vom Fischlande und von dem Darst hatte in die Stadt kommen lassen, war nicht allein an Zahl, sondern auch an Streitkraft ihrer Mannschaft die stärkste. Sie rüstete mehrere Compagnien aus und stellte vier bewährte Männer, unter denen sich auch der alte Bradhering befand, an deren Spitze. In allen Werkstätten ward fleißig an Kleidungsstücken, Waffen und sonstigen Ausrüstungsgegenständen gearbeitet, die Schanzen wurden verstärkt, und die sonst so friedliche Handelsstadt Stralsund glich jetzt einem großen Feldlager, in dem der Kriegsgott seinen Sitz aufgeschlagen hatte.

Unter solchen Kriegsrüstungen verstrich der Rest des Jahres 1627, und als die Thürmer auf dem Marienthurme das beginnende neue Jahr 1628 in der Neujahrsnacht mit einem frommen Choral einbliesen und die auf den Straßen wogende

Volksmenge in dessen Melodie mit einstimmte, da konnten sich die Bürger mit freudigem Stolze sagen, daß ihre Stadt jetzt ungleich besser gerüstet und mehr zu einem hartnäckigen Widerstande befähigt wäre, als dies noch vor Wochen der Fall gewesen sei. Unter den vielen tüchtigen, sich jetzt in den Zeiten der Gefahr so recht bewährenden Männern der Stadt war aber mit der tüchtigste und umsichtigste der alte Schiffer Wilhelm Bradhering, und wohlberechtigt konnte die Freude genannt werden, welche Gattin und Tochter über ein solches Haupt ihrer Familie empfanden.

2.

Die Ernennung Wallenstein's, Herzogs von Friedland, zum Herzoge von Mecklenburg.

Auf seinem stolzen Schlosse zu Gitschin in Böhmen feierte „Albrecht, von Gottes Gnaden Herzog zu Friedland, Römisch Kaiserlicher Majestät Kriegsrath, Kämmerer, General-Obrister, Feldhauptmann," wie er sich in seinen Erlassen damals selbst bezeichnete, in stolzer Pracht den Neujahrstag des verhängnißvollen Jahres 1628. Reichen Waffenruhm hatte er auch in der jüngst verflossenen Zeit wieder sich und seinem kaiserlichen Gebieter erfochten, bis weit hinauf auf die jütischen Haiden verfolgten seine Kriegsvölker die zersprengten Schaaren des fliehenden Dänenkönigs Christian des Vierten, und in den Wellen des Beltes konnten sich die Fahnen mit dem Doppeladler Oester-

reichs abspiegeln. Solcher Macht, wie jetzt Kaiser Ferdinand besaß, hatte seit langen Jahren kein Kaiser mehr sich zu erfreuen gehabt. Alle seine Feinde in Deutschland waren getödtet, besiegt, auseinander gesprengt, saßen theilweise in festen Kerkern, in Ketten und Banden, oder hatten in tiefster Unterwürfigkeit Gnade und Verzeihung des Geschehenen angefleht und vielfach auch erhalten. Gar mancher stolze Nacken, der früher in kühnem Selbstvertrauen geglaubt hatte, des Kaisers Majestät trotzen zu dürfen, beugte sich nunmehr in tiefster Unterthänigkeit gleich dem auf dem Parquet der kaiserlichen Hofburg ergrauten Höfling, und Zungen, welche vor Jahren noch mit ungebundener Rede gegen die von Wien aus über ganz Deutschland erstrebte Willkürherrschaft geeifert hatten, flossen jetzt von den schwülstigsten Lobhudeleien über deren Gnade und den demüthigsten Versicherungen ihrer eigenen Treue über. Zwar kochte es im Innern mancher Brust vor Haß und Wuth über die unerhörte Tyrannei, welche jetzt in des Kaisers Namen über die besiegten deutschen Gaue waltete, manch heimlicher Schwur der Rache stieg leise von kräftigen Männerlippen zum Himmel empor, und kampferprobte Hände faßten die Griffe ihrer alten Schlachten-

schwerter mit dem Wunsche, solche recht bald gegen diese grimmigen Feinde ihres Glaubens und der Freiheit ihres Vaterlandes schwingen zu dürfen. Doch was brauchte der Kaiser Ferdinand sich jetzt wohl um diesen ohnmächtigen Haß zu bekümmern, welche Rücksichten hatte er den Besiegten zu schenken nöthig? So weit die deutsche Zunge reichte, stand nunmehr kein geschlossenes Heer mehr im Felde bereit, um gegen die kaiserliche Kriegsmacht zu kämpfen, und in ungezügelter Rohheit und Habgier durften die Kroaten, Italiener, Polen, Wallonen und Spanier an den Ufern der Ostsee wie des Rheins, von den Alpen bis zu den Dünen der Nordsee hausen. Mit voller Kraft konnte der Kaiser Ferdinand, der immer mehr der Gewalt der Jesuiten verfiel und zuletzt nur noch ein bloßes willenloses Werkzeug dieses mächtigen Ordens war, nun an die Erfüllung seines Lieblingswunsches, die Ausrottung des gesammten protestantischen Glaubens in Deutschland mit Feuer und Schwert schreiten. Schon begann man jetzt damit, auch in Norddeutschland die protestantischen Kirchen zu schließen, ihre Prediger zu verfolgen und die Bewohner der unterworfenen Gaue gewaltsam in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. In so schroff gewaltthä-

tiger Weise wie in Böhmen und den kaiserlichen Erblanden, wo man die Bevölkerung mit Hunden in die Messe hetzte, die protestantischen Gotteshäuser abbrannte und an deren Stelle Salz auf die Erde streute, den weinenden Müttern die Säuglinge gewaltsam durch Soldaten von der Mutterbrust reißen ließ, um sie nach katholischem Ritus zu taufen, protestantisch geschlossene Ehen für ungültig erklärte und die Frauen als Kebsweiber öffentlich an den Pranger stellte, trat man freilich in Nord- und Mitteldeutschland und am Rhein damals noch nicht auf. Vorläufig wollte man wenigstens noch einigermaßen die Form beobachten, um dann, wenn die kaiserliche Gewaltherrschaft erst fester überall gesichert war, auch diese mit leichtfertiger Willkür zerbrechen zu können. Daß der Kaiser Ferdinand aber jetzt wieder diese ungeheure Macht besaß, war unbedingt mit das Verdienst Wallenstein's. Aus der tiefsten Erniedrigung, wo die böhmischen Unabhängigkeitskämpfer ihn in seiner Hofburg in Wien eingeschlossen hatten, und nur die plötzliche Ankunft von Dampierre's wallonischen Kürassreitern ihn vor persönlicher Mißhandlung schützte, war er zumeist durch dieses gewaltigen Kriegsfürsten Geschick, Kühnheit und Glück zu seiner jetzigen Höhe wieder emporgehoben. Solche

gewaltige Thaten erforderten auch eine außerordentliche Belohnung; dies sah man in Wien immer mehr und mehr ein. Zwar war die Partei der Gegner des Herzogs von Friedland dort noch immer sehr zahlreich vertreten, und besonders ein großer Theil der Häupter der alten vornehmen böhmischen und österreichischen Adelsgeschlechter ließ es an offenen und mehr noch heimlichen Befehdungen der Ansprüche dieses „übermüthigen, frechen Emporkömmlings,“ wie sie Wallenstein in ihren vertrauten Kreisen nannten, nicht fehlen. Immer mehr und mehr jedoch schwand ihre Wirksamkeit in dieser Hinsicht, und jeder Sieg der Friedländischen Heeresschaaren half solche noch bedeutend verringern. Fester ward dagegen der Einfluß der Jesuiten und ihrer Anhänger in der Hofburg, und da diese den Herzog von Friedland damals noch als den Ihrigen betrachteten, dessen Kraft sie zwar benutzen, dafür aber auch reich belohnen wollten, so gewannen seine Ansprüche allwöchentlich einen immer festeren Boden. Zwar wurde noch gar manche feine Intrigue hin und her angesponnen, manch Versprechen gegeben und gebrochen, manch Gelübde gethan, schroffer Egoismus befriedigt, Lug und Trug geheiligt und Tugend und Unschuld vernichtet, und das ge-

wohnte heimliche Ränkespiel, was von jeher bis auf unsere Gegenwart in der alten finstern Hofburg in Wien seinen günstigsten Boden gefunden hat, eifriger als je getrieben, aber endlich gelang es doch der Friedländischen Partei, ihren Hauptwunsch durchzusetzen. Nach manchen Bedenken und nachdem er fast in den letzten Stunden noch schwankend gewesen war, entschloß sich der Kaiser Ferdinand, mit dem Beginn des neuen Jahres 1628 den Herzog von Friedland zum Reichsfürsten zu erheben und die uralte, stolze Herzogskrone Mecklenburgs ihm zu verleihen. Es war dies eine so außerordentliche Belohnung, wie solche kaum jemals in einer früheren oder späteren Zeit unserer Geschichte von einem deutschen Kaiser gegeben wurde. Ein ehemaliger Unterthan ward dadurch von seinem Monarchen zu dem gleichen Fürstenrang, den er selbst besaß, erhoben und sein Geschlecht dem kaiserlichen in jeder Hinsicht vollkommen ebenbürtig gemacht. Als Herzog von Mecklenburg konnte Wallenstein von den übrigen deutschen Reichsfürsten mit vollem Fug und Recht auch zum deutschen Kaiser erwählt werden. Gelang es ihm in der That, seine Schultern mit dem Purpurmantel des Herzogthums Mecklenburg so fest zu bekleiden, daß keine fremde Macht ihn

solchen wieder zu entreißen vermochte, dann war es vielleicht kein allzu kühner Griff, seine Hand auch nach dem deutschen Kaiserscepter noch auszustrecken. Vermochte der Kaiser Ferdinand ohne des Friedländers gewaltige Kraft sich doch ohnehin kaum auf seinem österreichischen Erbthrone, wie viel weniger aber auf dem deutschen Kaiserthrone zu erhalten. Und wenn der jetzige Kaiser, der dazu ein von Natur kränklicher und schwächlicher Mann war, auf die eine oder die andere Weise diesen glänzenden Sitz verlassen mußte, wer wäre von all' den anderen Reichsfürsten der damaligen Zeit wohl eine geeignetere Persönlichkeit zu seinem Nachfolger gewesen, als eben der neuernannte Herzog von Mecklenburg? Gerade in dem hohen Rang, den Wallenstein durch diese Herzogskrone von Mecklenburg erhielt, und in der gesetzlichen Möglichkeit, daß er dadurch auch ein Anrecht auf die Kaiserkrone Deutschlands empfing, lag wesentlich mit die ungeheure Bedeutung dieser Ernennung. In rein materieller Hinsicht war Mecklenburg damals ein viel zu schwach bevölkertes kleines Land, als daß sein Herzog, wenn er weiter nichts besaß, von großer Bedeutung sein konnte, und was die pecuniären Einnahmen betraf, so bezog Wallenstein stets weit größere Gelder aus seinem Her-

zogthum Friedland und den anderen, weit ausgedehnten Gütern, welche er in Böhmen und Mähren besaß, als dies jemals aus Mecklenburg möglich gewesen wäre, selbst, wenn er längere Zeit in dem ungestörten Besitz dieses Landes geblieben.

Aber eben so groß, als diese Belohnung war, welche der Kaiser Ferdinand seinem bisher stets siegreichen Feldherrn durch die Herzogswürde von Mecklenburg verlieh, ward auch das Aufsehen, welches dadurch im ganzen übrigen deutschen Reiche erregt wurde. Ohne eine Achtserklärung bei dem Kurfürstencollegium auch nur zur Sprache zu bringen, ohne nur eine Anklage und einen Spruch, viel weniger eine Vertheidigung stattfinden zu lassen, ward eine Fürstenfamilie aus ihrem Lande verjagt, deren Ahnherren bereits lange die obotritische Königskrone getragen hatten, als die Vorfahren des Kaisers noch als einfache Grafen von Habsburg in der Schweiz lebten. Und was hatten diese beiden Brüder Adolph Friedrich und Hans Albrecht, die damals gemeinschaftlich das Herzogthum Mecklenburg regierten, denn eigentlich so Schweres verbrochen, daß der Kaiser eine so ungeheuere Strafe, als diese Thronentsetzung für sie und ihr ganzes Geschlecht war, über sie ver-

hängen konnte? Sie hatten muthig, so weit es die geringen Kräfte, über welche sie verfügen durften, für die Freiheit der protestantischen Kirche in ihrem Lande gestritten, und sich nicht ohne Weiteres willenlos der kaiserlichen Tyrannei fügen wollen. Wie alle anderen norddeutschen Fürsten dies ebenfalls gethan hatten, waren sie zu diesem Zweck mit dem König von Dänemark in ein engeres Schutz- und Trutzbündniß getreten, und hatten diesem Hülfe an Geld, Kriegsmaterial und einige Tausend Mann zusammengeworbene Heerschaaren gesandt. Sobald Wallenstein und Tilly mit ihrer Kriegsmacht in ihr Land rückten, hatten beide Herzöge sich ohne Weiteres der Uebermacht unterworfen, den Kaiser um Gnade und Frieden gebeten, und diesen auch vorläufig erhalten. Und nun diese plötzliche harte Vertreibung! Doch was kümmerte sich die österreichische Haus- und Cabinetspolitik wohl jemals um deutsche Interessen, und wie schonungslos hat sie solche stets mit Füßen getreten, sobald ihr vermeintlicher eigener Nutzen dies zu erfordern schien? Sehr interessant und einen tiefen Einblick in die verschiedenen Ansichten und Parteibestrebungen, welche sich damals in der Hofburg zu Wien durchkreuzten, gewährt übrigens das Gutachten,

welches sich der Kaiser Ferdinand über diese beabsichtigte Verleihung des Herzogthums Mecklenburg an den Herzog von Friedland von seinen Ministern geben ließ, und wir wollen deshalb einige besonders charakteristische Stellen in der Ursprache hier folgen lassen: „Es werden sich der Herzöge die Könige aus Schweden und Dänemark, ja das ganze kurfürstliche Collegium annehmen, wodurch die Friedenstractation mit Dänemark gesperrt, der König aus Schweden in das Reich gezogen, und der Mißstand und die Untreusamkeit bei den Kurfürsten und Ständen des heiligen Römischen Reiches werden vermehrt werden. Denn nachdem der Herzog von Friedland sich öffentlich hat verlauten lassen: man bedürfe keine Chur- und Fürsten mehr, man müsse ihnen das Gasthütel abziehen, und wie in Frankreich und Spanien ein König allein, also auch in Deutschland ein Herr allein sein, daneben gewaltthätig procedirt des Kaisers Ordinanzen, wenn sie nicht nach seinem Gefallen executire, sondern Alles nach seinem Kopfe hindurch drücke, mache er alle Stände unlustig, irrig und kleinmüthig.“ Zum Schluß dieses Gutachtens heißt es aber: „Und ist Ihro Kaiserliche Majestät daneben allergehorsamst gebeten worden, allergnädigst in Consideration zu

ziehen, daß der Herzog von Friedland mit den Herzogthümern und Ländern der Mecklenburgischen Fürsten auch nicht content verbleiben, sondern gleich noch Mehreres begehren werde, und daß deshalb der erste Disgusto besser als der letzte zu remediren, auch nicht Exempel mangelten zu präsentiren, daß, wenn die Herren ihren Dienern mehr Gewalt, als ihnen gebührt, eingeräumt, sie es oft mit allzu später Reue bedauert haben."

Man sieht, daß ein großer Theil der Minister des Kaisers Ferdinand den Wünschen des Herzogs von Friedland nichts weniger als geneigt war, und diese Herren in kluger Voraussicht die unendlichen Nachtheile, welche solche Erhebung nach sich ziehen würde, schon damals prophezeiten. Daß aber gerade diese Vertreibung der Herzöge von Mecklenburg mit den Hauptgrund bildete, daß noch an zwanzig Jahre ein furchtbarer Krieg ganz Deutschland durchtobte, und dessen blühendste Landschaften in fast menschenleere Wüsten verwandelte, ist unläugbar. Wesentlich um diesen verbannten Herzögen Schutz und Beistand zu verleihen, landete Gustav Adolph, der Schwedenkönig, mit seinen erprobten Kriegsschaaren zuerst auf deutschem Grund und Boden, welchen er sonst wohl schwerlich betreten haben

ben würde. Durch diesen Beistand des schwedischen Helden gewann aber der norddeutsche Protestantismus, der bereits, getreten und geknebelt, hülflos am Boden lag, zuerst wieder Muth und Kraft, sich auf's Neue zu erheben und noch über zwanzig Jahre lang den furchtbarsten Verzweiflungskampf gegen die kaiserliche Tyrannei zu kämpfen. Ohne Gustav Adolph's Hülfe würde es schwerlich jetzt noch eine protestantische Kirche in ganz Deutschland geben; unsere gesammte deutsche Bildung, Denk- und Religionsfreiheit wäre von den Kroaten und anderen fremden Kriegsvölkern des Kaisers von Oesterreich zertreten, und auch Norddeutschland befände sich ebenfalls auf der gleich niedrigen Stufe der Unwissenheit und geistigen Indolenz, wie wir solche bis auf unsere Gegenwart in Böhmen und anderen kaiserlichen Erbländern, welche damals wieder gewaltsam zum Katholicismus bekehrt wurden, noch immer wahrnehmen müssen. Der erste Schritt, den Gustav Adolph, der Schwedenkönig, daher auf deutschen Boden setzte, verhieß uns Norddeutschen wenigstens eine glückliche Zukunft, wenn er freilich für die Gegenwart den schwer geprüften Ländern noch die größten Opfer auferlegte. Danken wir daher dem Schicksal, daß alles dies, so wie es gekom-

men ist, geschah. Dem Scharfblick der kaiserlichen Minister macht es aber alle Ehre, daß sie diese Folgen der Vertreibung der Herzöge von Mecklenburg schon damals voraussahen. Und doch verhallten ihre Worte ohnmächtig, und die Partei der Jesuiten und übrigen Anhänger des Herzogs von Friedland am kaiserlichen Hofe wußten dessen Wünsche hinsichtlich Mecklenburgs schon durchzusetzen. In der Hofburg zu Wien ist dies aber bis auf unsere jüngste Gegenwart stets so geblieben, daß Jesuiten und andere im Finstern umherschleichende Intriganten größeren Einfluß auf die Leitung des Staates ausübten, als selbst die Minister, und Letztere sich nur dann auf ihren Stellen behaupten konnten, wenn sie der ultramontanen Partei als dienstbeflissene Werkzeuge dienten, wie dies auch der alte Fürst Metternich schmählichen Andenkens stets gethan hat.

Wie sehr aber der Herzog von Friedland nach der Krone Mecklenburgs begierig war, beweisen seine eigenen Worte, welche er bei Gelegenheit des mit Dänemark zu schließenden Friedens an den Oberst von Arnim, den Oberbefehlshaber seiner Truppen in Pommern schrieb. Sie lauten in der Ursprache: „Ich will zum Frieden gewiß mit Hand und Fuß helfen, allein Mechelburg muß ich halten

und dabei bleiben, denn im widrigen begehr' ich kein Fried." Es ist dies schon die Sprache des stolz gebietenden Feldherrn, der den Frieden in Deutschland allein von seiner Willkür abhängig macht. So war denn endlich die Ernennung des Herzogs von Friedland zum Herzoge von Mecklenburg vom Kaiser Ferdinand fest beschlossen. Der Tag des 19. Januar war vom Kaiser dazu bestimmt, den Herzog in den Reichsfürstenstand zu erheben und ihm die Lehen über das Herzogthum Mecklenburg, und zugleich auch über das Fürstenthum Sagan in Schlesien zu ertheilen.

Wohl niemals, seit es vor einigen Jahrhunderten erbauet war, hatte das alte kaiserliche Schloß Brandis in Böhmen eine so glänzende Versammlung in seinen Mauern vereint gesehen, als dies jetzt der Fall war. Von der Spitze des höchsten Thurmes flatterte eine mächtige Fahne mit dem kaiserlichen Doppeladler weit hinaus in das fruchtbare Böhmerland und verkündete dessen Bewohnern, daß ihr Herr und Kaiser jetzt selbst auf diesem Schlosse seine zeitweilige Residenz aufgeschlagen hatte. In scheuer Neugierde strömte das Landvolk meilenweit zusammen, um den Kaiser, dessen finsterer Fanatismus jetzt mit so schwerer Hand die furchtbare Geißel des Zorns über das

arme Böhmen schwang, wenigstens von Angesicht sehen zu können. Zwar in den inneren Hof der der Burg durfte Keiner, der nicht ein besonderes Recht dazu hatte, hinein, denn mit ihren großen Hellebarden in der Rechten standen als unerbittliche Wächter zwei Hellebardiere von der kaiserlichen Trabantenleibgarde vor dem Schloßthor. Es waren dies große, in den Waffen ergraute Krieger, meist Wallonen, denen die altspanische Tracht in den schwarz-gelben Farben eben vortrefflich kleidete, wie auch die hohen, an der einen Seite aufgeschlagenen Filzhüte mit ganz mächtigen schwarz-gelben Federn den kriegerischen Ausdruck ihrer gebräunten Gesichter noch mehr erhöhten. Auf dem Schloßhofe selbst war eine eigene Wache dieser Trabanten-Leibgarde errichtet, von der aus zahlreiche Posten auf die Treppen, Gänge und vor die Thüren der kaiserlichen Zimmer ausgestellt wurden. Die äußere Bewachung des Schlosses, zu welcher die Trabanten-Leibgarde als ein ganz besonders privilegirtes Corps einen zu hohen Rang hatte, war dem Regimente der kaiserlichen Küraßreiter des Obersten Bucquoi, welches zu diesem Zwecke unfern von Brandis einquartiert lag, übertragen. Auf ihren hohen böhmischen Rossen, den schweren Eisenküraß über die breite Brust, die

Pickelhaube auf das bärtige Gesicht, den langen scharfen Schlachtenpallasch, dessen Klinge schon manche blutige Wunde geschlagen hatte, auf den Schenkel gesetzt und das geladene Faustrohr im Holster zum augenblicklichen Herausreißen gelockert, ritten diese vielbewährten Schlachtenreiter bei Tag und Nacht unaufhörlich in starken Patrouillen um das Schloß und dessen Umgebung herum. Solche große Wachsamkeit war auch dringend nöthig, denn die Stimmung des böhmischen Landvolkes war damals mit Recht eine so erbitterte, daß man immer befürchten konnte, irgend ein verzweifelter Hause tollkühner Bauern möchte einen verwegenen Handstreich gegen das Schloß, das jetzt so hohe Bewohner barg, unternehmen. Waren der Bevölkerung doch ihre Kirchen geschlossen worden, und während Hunderte erst vor Kurzem unter dem Beile des Henkers hatten bluten müssen, lastete auf allen Uebrigen ein so harter Druck, wie ihn selten ein Volk ärger zu ertragen gehabt hat. Ein finsterer Haß und eine zwar unterdrückte, aber im Innern desto grimmigere Wuth lag daher auch in den plumpen, viereckigen Gesichtern aller dieser czechischen Bauern, die oft in kleineren oder größeren Haufen auf den Wegen und Plätzen jetzt um das Schloß umherstanden. In ihre schmierigen

Schafpelze gehüllt, auf die wirren, dunklen Haare eine schlechte runde Pelzmütze gedrückt, boten diese Bauern keine besonders anziehende Erscheinung dar. Es war daher erklärlich, daß die stolzen, gut gekleideten wallonischen Kürassreiter in ihren feinen Tuchwämmsern und vortrefflichen Lütticher Waffen gar verächtlich auf dies böhmische Bauernpack, wie sie es nannten, herabblickten. Wich ein Trupp vor einer Patrouille nicht augenblicklich auseinander, so hieben die Reiter rücksichtslos mit den flachen schweren Klingen auf die Köpfe der Umherstehenden, oder spornten ihre Hengste ohne Weiteres in die dicksten Haufen hinein, unbekümmert, ob durch deren Hufe Verletzungen entstanden. Was kümmerte es dabei diese übermüthigen Wallonen, wenn das so gemißhandelte Volk ihnen auch die heftigsten Flüche und grimmigsten Verwünschungen in böhmischer Sprache nachsandte, oder gar oft eine Hand nach dem schweren Messer, das jeder Bauer damals bei sich führte, zuckte, um solches dem gehaßten Feind in den Leib zu stoßen, aber eingedenk der sofortigen Todesstrafe, die jeden, der sich thätlich gegen einen kaiserlichen Soldaten widersetzte, ganz unerbittlich traf, schnell wieder davon abließ. Nur gegen die hübschen, vollbusigen czechischen Bauernmädchen mit den

dunklen Feueraugen, die sich ebenfalls in Menge in der Umgebung des Schlosses umhertrieben, waren diese wallonischen Reiter freundlicher gesinnt und suchten mit ihnen zu schäkern oder allerhand Kurzweil zu treiben, wenn der Dienst ihnen gerade Muße dazu ließ. So herrschte denn ein bewegtes, gar mannigfaches Leben und Treiben auf dem Platze vor dem Schlosse, zumal das Wetter für den Januar ungemein milde war, und die Sonne von dem klaren, wolkenlosen Himmel hell danieder-strahlte.

Wo möglich noch lebhafter als vor dem Schlosse ging es aber in dessen inneren Räumen jetzt zu. In dem großen Souterrain, wo die großen hell-flackernden Feuer auf den Herden zeigten, daß die Küche daselbst sei, trieben eine Menge weißjackiger Köche und Küchenburschen ihr geschäftiges Wesen. Der Kaiser wollte heute eine große Festtafel geben, und so hatten das Küchen- und Kellerpersonal, so wie die Silberdiener und Tafeldecker und was sonst Alles in der weitläufigen kaiserlichen Hof-haltung sich befand, jetzt alle Hände voll zu thun. Wie jetzt die französische, so galt damals die ita-lienische Küche als die vornehmste, und die Köche waren daher fast sämmtlich Italiener, während das Kellerpersonal nach alter Sitte nur aus

Deutschen bestand. Kein Volk liebt einen guten Trunk Wein so sehr als das deutsche, und keins ist daher auch in der Kellerarbeit, wenn es gilt, des Gottes Bacchus edelster Gabe die feine Blume zu verleihen, oder ihn frisch und kühl und würzig duftend zu bewahren, so geschickt als das unsere. Die Sitte jener Zeit liebte es, daß die Braten in möglichst unzertheilter Thiergestalt auf die Tafel gestellt wurden. So drehten sich denn an den riesigen Bratspießen in der Küche ganze Rehe und Wildschweine in der Gluth der hochflammenden Feuer, und der alte, weißhaarige, rothnasige Küchenmeister konnte in seinem Kauderwelsch von deutschen und italienischen Brocken die faulen Küchenburschen gar nicht oft genug antreiben, daß sie in ihrer heißen Arbeit nicht ermüdeten und die schweren Bratspieße immer schnell genug wendeten, damit diese mächtigen Fleischstücke sich überall gehörig bräunten. An anderen Tischen waren kunstverständige Köche beschäftigt, die verschiedenen Schaugerichte, wie solche die damalige Zeit ebenfalls auf einer Festtafel liebte, anzufertigen. Da stand z. B. ein gebratener Pfauhahn mit vollem Gefieder, und die gewandten Finger des italienischen Koches bemühten sich die einzelnen buntschimmernden Schwanzfedern so zusammenzusetzen, daß

das prächtige Radschlagen eines lebenden Thieres ganz dadurch dargestellt wurde. Ein anderer Koch, ebenfalls ein Künstler in seinem Fache, arbeitete emsig an einer riesigen Pastete aus Butterteig, deren Aeußeres einen großen Festungsthurm darstellte, während das Innere mit gebratenen Ortolanen angefüllt war. Wie ein Feldherr in der Schlacht vor seinen Truppen, wandelte der alte Küchenmeister dabei unablässig in der großen gewölbten Küche umher, Alles übersah er, nichts entging seinen scharfen Augen, eifrig floß Lob und Tadel von seinen beweglichen Lippen. Wußte er doch schon die sichere Kunde, daß zur Feier der Ernennung des Herzogs von Friedland zum Herzoge von Mecklenburg das heutige Festbankett stattfinden würde, und da galt es, Ehre mit der kaiserlichen Hofküche einzulegen und sich nicht etwa von den wegen ihrer Geschicklichkeit weit bekannten und theuer bezahlten Friedländischen Hofköchen übertreffen zu lassen. Stand ihm dazu doch auch noch eine reiche Belohnung in Aussicht, denn es war bekannt, daß der Herzog bei jeder Gelegenheit Geld mit vollen Händen unter die höheren wie niederen Angestellten der kaiserlichen Hofhaltung austheilen ließ. Und nun gar an seinem heutigen Ehren- und Festtage verließ er

das kaiserliche Schloß gewiß nicht wieder, ohne daß sein Kämmerer dem Küchenmeister einen mit Ducaten gut gefüllten Sammetbeutel zur Belohnung für die Mühen des Küchenpersonals überreicht hätte.

Während in den Küchen- und Kellerräumen des weitläufigen alten Schlosses die regste Geschäftigkeit herrschte, war in den Gängen und Sälen der oberen Räume ebenfalls ein bewegtes Leben. So eine kaiserliche Hofhaltung umfaßte gar viele Personen des verschiedensten Ranges, und abgerechnet das Kriegsvolk, welches ihn beschützte, hatte der Kaiser Ferdinand immerhin einige hundert Personen mit sich nach Brandis geführt. Die wichtige Neuigkeit, daß der mächtige Herzog von Friedland heute noch nach dem Schlosse kommen werde, um seine Belehnung als Herzog von Mecklenburg zu empfangen, war überall schon bekannt geworden und versetzte die Gemüther Aller in die lebhafteste Spannung. Die Friedländische Partei, und sie war nicht gering, denn der Herzog sparte nirgends Geld und hatte ein wohlorganisirtes Bestechungssystem eingeleitet, — jubelte, die des alten vornehmen, unabhängigen Adels, dem freilich auf solche Weise nicht beizukommen war, murmelte verdrießlich und rümpfte verächt-

lich die Nase. Letztere war freilich die an Zahl bei Weitem geringste, und man sah am heutigen Tage mehr vergnügte als unzufriedene Gesichter im Schlosse. Besonders von den Hausofficieren, Kämmerern und anderen hohen Angestellten des Hofes, die alle nach damaliger Hofsitte in die reiche und geschmackvolle spanische Tracht gekleidet waren, rieben sich manche recht behaglich die Hände und berechneten schon im Voraus die reiche Belohnung, welche sie von dem neuen Reichsfürsten für ihre Intriguen zu Gunsten seiner Ernennung erhalten würden. Auch die zahlreiche Schaar der munteren Edelknaben, ebenfalls alle in reiche spanische Tracht gekleidet, war heute in besonders heiterer Laune. So ein Festbankett mit seinem strahlenden Glanze, bei dem die Edelknaben dann mit aufwarten mußten, war ihnen stets ein sehr erwünschtes Ereigniß, und nun heute zumal, wo der gefeierte Kriegsheld, der Herzog von Friedland, dessen Thaten ihre jugendliche Phantasie schon so sehr erregt hatten, dabei erscheinen sollte. Trotz aller dieser regen Lebendigkeit und dem Durcheinandergeschwirre in den für so viele Insassen freilich nicht eingerichteten engen und winkeligen, obgleich weitläufigen Räumen des alten Schlosses war doch nirgends ein allzugroßes Geräusch hörbar. So lebhaft auch einzelne Grup-

pen sich unterhielten, ja obgleich hin und wieder sich sogar ein ziemlich aufgeregter Disput zwischen einigen zu erheben schien, so sprachen doch alle nur mit gedämpfter Stimme, und niemals ward ein lautes Wort, oder ein roher Fluch, wie solcher in den Feldlagern jener Zeit sonst so sehr gebräuchlich war, vernehmbar. Auch Sporengeklirre, Säbelgerassel und laute, feste Männertritte wurden nirgends gehört. Selbst die großen Lakaien und die Haiduken in ihrer ungarischen Tracht, welche mit der Zurichtung der verschiedenen Festtafeln eifrig beschäftigt waren, schlichen fast nur auf den Zehen, und auch die Hofleute und Hausofficiere trugen nur feine seidene Schuhe, und ihre zierlichen Degen staken in Sammetscheiden. Der Kaiser Ferdinand war nun einmal kein kriegerisch gesinnter Monarch, und sein Hofstaat kein militärischer. Erstreckte sich dieser äußere Zwang und die entsetzlich steife Etiquette in der ganzen Hofhaltung doch selbst bis auf die Edelknaben, obgleich ihr jugendlicher Frohsinn doch sonst am leichtesten dazu geneigt war, ihn zu durchbrechen. Auch sie schlichen meist nur leise umher, und ein lautes, heiteres Lachen, wie es sonst der Jugend köstlichster Besitz zu sein pflegt, ward fast niemals bei ihnen hörbar. Wie zahlreich aber die Geist-

lichkeit hier vertreten war, und welch' hohen Rang sie besaß, zeigte sich überaus bemerklich. Gar häufig huschte mit leisen Schritten, den Rosenkranz am Gürtel, das Brevier in der Hand, die Augen zwar andächtig zu Boden gesenkt und dabei doch mit scharfem Blick Alles, was um ihn vorging, bemerkend, ein Weltgeistlicher, mitunter auch ein Mönch in seiner dunklen Ordenskutte über die Gänge oder durch die Säle, um in einem oder dem andern Zimmer, in dem eine besonders einflußreiche Person des Hofstaates wohnte, zu verschwinden. Ueberaus ehrfurchtsvoll begrüßten selbst die vornehmsten Beamten und Hausofficiere solche Geistliche, die Diener drängten sich herbei, ihnen die Hand zu küssen, die Hellebardiere senkten ehrfurchtsvoll die Hellebarden, das muntere Geschwätz der Edelknaben verstummte sogleich, wenn eine solche Erscheinung in ihre Nähe kam, und alle beugten ehrfurchtsvoll die Köpfe. Besonders ein kleiner, hagerer, in der Mitte des Mannesalters stehender Pater in der einfach dunklen Ordenstracht der Jesuiten eilte an diesem Morgen mit leisen Schritten überaus geschäftig in die verschiedensten Zimmer. Zwar waren seine dunkeln, stechenden Augen stets sehr andächtig auf den Boden gerichtet, aber trotzdem entging ihnen sicherlich nicht das Mindeste, nur

irgendwie Bemerkbare, was in seiner Nähe vorfiel, und so demüthig er auch äußerlich auszusehen sich bestrebte, ein solcher Zug des hochmüthigsten Stolzes und der unbegrenztesten Herrschsucht lag in seinem schmalen Gesichte. Ueberall ward er mit ganz besonderer Ehrfurcht begrüßt; tief verbeugten sich selbst die glänzendsten, vornehmsten Hofcavaliere vor seiner einfachen Erscheinung, überaus respectvoll senkten die Hellebardiere ihre Waffen, und selbst die Edelknaben eilten herbei, ihm durch einen Handkuß ihre Verehrung zu bezeugen. Hatte aber wirklich einer oder der andere es aus Nachlässigkeit oder wohl gar aus Trotz unterlassen, dem Pater diesen besondern Respect zu bezeigen, so zuckte ein rachsüchtiger Zug sogleich über dessen Gesicht, und er vergaß dies sicherlich dem Betreffenden niemals wieder, sondern wußte schon mit Geschick und Geduld den geeigneten Zeitpunkt abzupassen, um sich auf die eine oder die andere Weise dafür an ihm zu rächen. Es war dies der bekannte Pater Lamormain, ein geborner Belgier, der als einflußreicher Beichtvater des Kaisers Ferdinand wohl mit die wichtigste Person der ganzen kaiserlichen Hofhaltung abgab. Er haßte alle Protestanten mit grimmiger Wuth und wollte sie überall in ganz Deutschland mit Feuer und Schwert aus-

gerottet wissen, begünstigte aber bisher auf das lebhafteste den Herzog von Friedland. Wesentlich sein Einfluß war es gewesen, der diesem die mecklenburg'sche Herzogskrone verschafft hatte. Der heutige Tag, an dem sein geheimes Wirken den öffentlichen Lohn empfing, war daher für ihn ein freudig-stolzer.

Zwei riesige Hellebardiere der Trabanten-Leibgarde, ausgesucht schöne und bewährte Leute, schilderten vor der Doppelthür, die von dem Hauptgange des Schlosses in den Saal vor des Kaisers Privatzimmer führte. Klirrend stießen sie die Hellebarden auf den Boden und standen ehrerbietig so bewegungslos wie Statuen, als ein ernster Mann in einfach spanischer Hoftracht, eine schwere goldene Gnadenkette um den Hals geschlungen, mit gemessenen Schritten zwischen ihnen durch in den Vorsaal schritt, dessen Thür der davor aufgestellte Portier sogleich mit besonders ehrfurchtsvoller Verbeugung öffnete. Es war dies der Graf Khevenhüller, der Ministerpräsident des Kaisers Ferdinand. Er gehörte zu den Hauptgegnern der Ernennung Wallenstein's zum Herzog von Mecklenburg; allein sein Einfluß war unterlegen, und ganz gegen seinen Wunsch und Willen mußte er jetzt das Patent, welches diese Ernennung enthielt,

zu seinem kaiserlichen Gebieter tragen, damit es dessen Unterschrift empfing. Es war daher natürlich, daß des Grafen Gesicht bei diesem Gange keinen sonderlich freudigen Ausdruck zeigte, und er die ehrfurchtsvollen Grüße der im Vorsaal versammelten Hofcavaliere, von denen die meisten, die ihm bekannt waren, ohnehin zu der Friedländischen Partei gehörten, nur kalt erwiderte.

Vor der Thür, die aus dem großen Vorsaal in das kleine Privatcabinet des Kaisers führte, stand ein Officier der Trabantenleibgarde mit gezogenem Pallasch als Posten. Außer in bestimmten Stunden, wo der Kaiser seine Privatandacht hielt, oder sein Beichtvater, der Pater Lamormain bei ihm verweilte, hatte der Minister stets ungehinderten Zutritt zu seinem Gebieter, und so öffnete er denn auch diesmal ohne weiteren Aufenthalt im Vorsaal sogleich die Thür des inneren Gemachs. Es war ein kleines Zimmer mit dunkeln Ledertapeten, welches durch ein einziges hohes Rundfenster die nöthige Beleuchtung erhielt. In der Mitte stand ein großer, schmuckloser Schreibtisch von dunkel gebeiztem Eichenholz, davor ein Lehnsessel, mit rothem Sammet überzogen; der einzige Stuhl in dem ganzen Gemach, da Niemand das Recht hatte sich in des Kaisers Gegen-

wart darin niedersetzen zu dürfen. Ein großer, mit schwarzem Sammet überzogener Betschemel vor einem hohen, von der besten italienischen Künstlerhand meisterhaft aus Silber und Ebenholz verfertigten Crucifix, füllte die eine Seite des überhaupt nicht sehr geräumigen Gemaches vollständig aus. An dem ganzen Aussehen dieses Betschemels konnte man dessen häufige Benutzung sogleich erkennen. Kaiser Ferdinand, oder wie er sich damals in seinen Erlassen selbst unterzeichnete, Ferdinand der ander von Gottes Gnaden, erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Böhmen, Dalmatien, Croatien und Slavonien König, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund, Steier, Cärnten, Crain und Würtemberg, Graf zu Tyrol u. s. w., war ein überaus frommer und ganz unter dem Einfluß seines Beichtvaters stehender Mann, der einen bedeutenden Theil seiner Zeit zu seinen mechanischen Andachtsübungen verwandte. Auch jetzt, als sein Ministerpräsident zu ihm eintrat, schien er so eben erst von dem Betschemel aufgestanden zu sein, denn sein Gesicht hatte noch ganz den leblosen, fast stupiden Ausdruck, der durch ein längeres Beten, bei welchem die Seele des Betenden selbst weiter nicht viel empfindet,

so leicht entsteht. Es lag überhaupt in diesem langen, hagern, blassen Gesichte mit der etwas gebogenen Nase, den kurz geschnittenen, hellblonden Haaren und der weit hervorstehenden Unterlippe weder geistiges Leben, noch energische Kraft, oder eine gewinnende Güte, sondern ein nur geistloser, kalter und dabei harter Ausdruck. Man konnte es schon auf den ersten Blick erkennen, daß dieser Kaiser weder als Feldherr, Staatsmann oder Gelehrter irgendwie eine bedeutende Persönlichkeit war, sondern ganz fremdem Einfluß als ein willenloses Werkzeug dienen mußte. So recht wie ein Knecht der Pfaffen, wie er dies in der That auch war, sah er schon äußerlich aus, und die Härte, die in seinen graublauen großen Augen lag, paßte zu einem Manne, der aus finsterem Fanatismus Befehle ertheilen konnte, durch welche Tausende seiner Unterthanen gemordet und noch mehr an den Bettelstab gebracht wurden, blos weil sie sich dem harten Zwange, zum Katholicismus überzutreten, nicht ohne Weiteres fügen wollten. Haben überhaupt gar manche Kaiser aus dem österreichischen Erzhause nur Fluch und Verderben über Deutschland gebracht, so hat doch keiner dem weiten deutschen Reiche so unermeßliches Unheil zugefügt, als gerade dieser Kaiser

Ferdinand II. Der große dreißigjährige Krieg, der unser Vaterland verheerte und dessen blühendste Gauen in menschenleere Wüsten verwandelte, ist wesentlich mit sein Werk, und auf seinen Schultern lastet der schwerste Theil dieser furchtbaren Schuld.

Wie am kaiserlichen Hofe zu jener Zeit die Sitte war, so trug der Kaiser bei feierlicher Gelegenheit stets die spanische Hoftracht. Am heutigen Morgen in seinem Privatzimmer hatte er aber eine lange weite Schaube von schwarzem Sammet, die der kühlen Witterung wegen ganz mit feinem Pelzwerk gefüttert war, über seine spanische Unterkleidung angelegt.

Mit tiefer dreimaliger Verbeugung, nach der strengen damaligen Etikette, nahte sich der Graf Khevenhüller seinem kaiserlichen Herrn, der, an die Ecke des Kamins gelehnt, dastand, und mechanisch die Kugeln eines aus Ambra gefertigten kostbaren Rosenkranzes durch seine Finger laufen ließ. Im bequemen mündlichen Verkehr liebte der Kaiser es, wie viele vornehme Oesterreicher dies bis auf unsere Gegenwart thun, sich des österreichischen Provinzialdialektes zu bedienen, obgleich er sonst der italienischen und lateinischen Sprache vollkommen mächtig war, und so ward

denn auch die Anrede, welche er an den Grafen richtete, ganz in der Wiener Mundart gesprochen. Er bemerkte das Pergament mit dem großen Staatssiegel, welches der Graf in der Hand hielt, und frug, ob dies das Patent für die Belehnung des Herzogs von Friedland mit dem Herzogthum Mecklenburg sei. Auf die Antwort des Ministers, daß er dieses wichtige Actenstück jetzt bringe, damit es durch des Kaisers Unterschrift seine vollgültige Kraft erhalte, rief der Kaiser: „Na, dann geben's her, daß ich endlich Ruhe habe. Der Lamormain und die anderen geistlichen Herren reden immer auf mich ein, daß ich halt unterschreiben soll." Mit diesen Worten tauchte er die große Schwanenfeder in das mächtige silberne Dintenfaß, zeichnete seinen Namen mit steifen und schnörkelhaften Zügen auf das Pergament, und reichte solches dann dem Minister wieder zurück, indem er sprach: „Da haben's das Document wieder, so ist denn halt der Waldstein jetzt Reichsherzog von Mecklenburg geworden. Für so einen armen böhmischen Edelmann, als welcher er geboren war, ist das schon eine gewaltige Erhöhung, mit der er zufrieden sein kann. Na, die da draußen im Reich werden gewaltig die Mäuler aufsperren, wenn sie erfahren, daß ich die beiden

Herzoge von Mecklenburg fortgejagt und den Friedländer an deren Stelle mit dem Herzogthum belehnt habe, und meine Herren Vetter, die Kurfürsten, werden freilich nicht sonderlich content damit sein. Doch was thut's, hat doch der Herzog das feste Versprechen gegeben, den katholischen Glauben da oben in Mecklenburg und in den anderen Gegenden in Norddeutschland auf gleiche Weise wieder zu befestigen, wie ich dies in meinen Erbstaaten bereits mit so gutem Erfolg gethan habe, und das ist doch die Hauptsache, vor der alles Andere schwinden muß. Der Friedländer ist aber schon der Mann dazu, diese ketzerischen Hunde gehörig zu züchtigen, daß sie bald ihre falschen Irrlehren abschwören und in den Schooß unserer rechtgläubigen, allein selig machenden Kirche wieder zurückkehren."

Eine stumme Verbeugung des Ministers war dessen einzige Erwiderung auf diese Worte des Kaisers.

„Ja, ich weiß, mein lieber Graf Khevenhüller, Ihr seid auch nicht content hiermit, und gehört nicht zu der Friedländischen Partei, und es verdrießt Euch, daß ich Jemand, der im Rang tief unter Euch geboren ist, jetzt sogar zu einem deutschen Reichsfürsten gemacht habe," meinte der an

diesem Morgen außergewöhnlich gut gelaunte Kaiser.

„Wollen Eure Kaiserliche Majestät mir verzeihen, wenn ich mir die Erwiderung zu machen gestatte, daß ich hiebei auf meine eigene Person und meine speciellen Wünsche nicht die mindeste Rücksicht nehme. Die Gründe, welche mich und die Minister, die mit mir die gleiche Ansicht hegen, dazu bewegen, uns gegen die Erhebung des Herzogs von Friedland zum Herzog von Mecklenburg auszusprechen, haben wir uns schon erlaubt, Eurer Kaiserlichen Majestät in einem unterthänigst ergebenen Memorial auszusprechen," erwiderte mit respectvoller Verbeugung der Minister.

„Ja — ja ich weiß, Graf Khevenhüller, Ihr meint es ehrlich mit Uns, und Eure Gründe mögen immerhin schon Einiges für sich haben. Ich will Euch aber mittheilen, was der Pater Lamormain mir noch gestern schriftlich auseinandergesetzt hat: „Eure Majestät ist hiebei in conscientia, weil die katholische Religion hierinnen interessirt und hiedurch vermehrt wird; in justitia, sintemal Sie das Böse strafen und das Gute belohnen, und in obligatione, nachdem Sie dadurch den Herzog von Friedland die ausgelegten Unkosten bezahlen, diese Translation der mecklenburgischen Herzogthümer und Länder

alsbald in das Werk zu setzen schuldig, zu Gott hoffend, es werde dieses heilsame, Gott wohlgefällige, der Religion und dem gemeinen Wesen vortrefflich nutzbare Werk von seiner göttlichen Allmacht Eurer Majestät hier mit langem Leben, glücklicher Regierung und namhaften Siegen wider die Feinde, und dort mit der ewigen Glorie hundertfältig vergolten werden," las der Kaiser mit monotoner Stimme von einem andern zierlich geschriebenen Memorial ab, welches ebenfalls auf seinem Schreibtische lag. „Nun, was meint Ihr dazu, Graf Khevenhüller, das sind doch schon gewichtige Gründe, welche mich zu der Unterzeichnung heute bewegen konnten. Wird doch der Ruhm und Glanz unserer hohen römisch-katholischen Religion dadurch gesteigert, und in Betracht dessen muß alles Andere unbedingt Nebensache sein und bleiben," sprach er weiter.

„Ich füge mich dem Gewicht der Gründe Eurer Majestät," erwiderte der Minister, der dies jetzt doch nutzlose Gespräch, nachdem der Kaiser die Urkunde nun einmal unterzeichnet hatte, gern beenden zu wollen schien. — „Haben Eure Kaiserliche Majestät mir noch weitere Befehle zu ertheilen?" frug er dann ehrfurchtsvoll.

„Nein, Graf Khevenhüller, als daß ich hoffe,

Euch heute Mittag bei dem zu Ehren des neuen Herzogs von Mecklenburg stattfindenden Festbankett auf dem Eurem Range gebührenden Platz an meiner kaiserlichen Tafel zu sehen," antwortete der Kaiser, den Grafen dabei mit freundlicher Handbewegung verabschiedend. Mit den vorgeschriebenen drei tiefen Verbeugungen verließ der Minister jetzt das Cabinet seines Kaiserlichen Herrn.

„Gott sei gelobt. — Die Sache wäre abgemacht, und der Pater Lamormain wird zufrieden mit mir sein, und nicht so unablässig auf mich losreden und mit dem Zorn der himmlischen Jungfrau Maria drohen, wenn ich dem Friedländer nicht das mecklenburgische Herzogthum und damit die Macht gebe, die verruchte Ketzerei dort auszurotten," sprach in zufriedenem Tone der Kaiser vor sich hin. War er durch die Unterzeichnung des Documents doch wirklich einer schweren Last entledigt worden, denn gar eifrig und geschäftig hatten in der letzten Zeit die verschiedenen Parteien auf ihn eingedrängt und ihn mit den mannigfachsten Gründen dafür und dawider bestürmt.

Durch die reine klare Winterluft schmetterte um die Mittagsstunde heller Trompetenklang, und die Sonne beleuchtete einen glänzenden Reiterzug,

der langsam über die leichtgefrornen, schneebedeckten Felder ritt. Es war der Herzog von Friedland, der jetzt in festlichem Aufzug vor dem Kaiser erschien, um von diesem die feierliche Belehnung mit dem Herzogthum Mecklenburg zu empfangen. So einfach er für seine eigene Person auch war, so liebte der stolze Herzog doch stets, daß ein möglichst stattliches und glänzendes Gefolge ihn umgab, und die reichen Geldmittel, über welche er zu gebieten hatte, gestatteten ihm, auch solches zu bezahlen. Gar an dem heutigen Morgen, als er in das Schloß Brandis einritt, umgab ihn großer Glanz. An der Spitze des Zuges ritt in stolzer Haltung ein starkes Geschwader von seinem eigenen Regiment Küraßreiter, lauter ausgesuchte Soldaten auf stattlichen böhmischen Hengsten. Der Graf Octavio Piccolomini, bereits damals ein sehr bekannter Kriegsmann, war der Oberbefehlshaber dieser Friedländischen Leibwache, unter ihm führte sein Sohn Max, damals noch ein jugendlich schöner Jüngling von kaum zwanzig Jahren, ein Fähnlein. Unmittelbar hinter diesem Reitergeschwader, welches der Herzog auch schon zu seiner persönlichen Sicherheit auf Reisen dringend bedurfte, da er von dem böhmischen Landvolk auf das bitterste gehaßt wurde, ritt eine Schaar

Trompeter. Sie waren nach damaliger Sitte möglichst bunt und etwas phantastisch gekleidet, ritten nur Schimmel aus des Herzogs weitläufigen Marställen, und führten, was als ein ungeheurer Luxus galt, silberne Trompeten. Einige zwanzig herzogliche Hofcavaliere und Hausofficiere, paarweise geordnet, folgten diesen Trompetern. Sie waren alle mit edlen Hengsten spanischer Race, welche damals als die bei feierlichen Aufzügen vornehmste galt, beritten, ihre vielfarbige Kleidung von spanischem Schnitt war von Sammet und Seide, und sowohl ihre Mäntel, wie auch die lang daniederhängenden Satteldecken, und das breite, sammetne Saumzeug ihrer Rosse glitzerten und blitzten in dem hellen Sonnenschein von goldener und silberner Stickerei. Des Herzogs Hofdienst war damals sehr gesucht, und eine Menge junger Edelleute des böhmischen Adels drängten sich dazu, um als Stallmeister, Kämmerer, Hausofficier oder Edelknaben in die unmittelbare Nähe dieses nicht allein sehr freigebigen, sondern auch mächtigen und einflußreichen Gebieters zu kommen. Auf einem weißgebornen andalusischen Hengst von seltener Schönheit, ein Geschenk des Königs von Spanien, kam nun der Herzog angeritten. Der lange, bis auf die Erde daniederwallende Schweif

und die eben so lange, seidenweiche Mähne des edlen Thieres waren mit purpurnen Bändern durchflochten; von purpurnem Sammt, reich mit Gold verziert, waren Sattel und Zaumzeug, während die aus massivem Golde gearbeiteten Steigbügel aus der Werkstatt des berühmtesten Nürnberger Goldschmiedes jener Zeit hervorgegangen waren. Das spanische Wamms mit Puffenärmeln und die weiten Hosen des Herzogs waren von kostbarem, dunkelviolettem Genueser Sammet, jedoch zum Unterschied von seinem Gefolge ohne jede goldene oder silberne Stickerei, die weiten Reiterstiefel, die bis zur halben Wade reichten, waren vom feinsten Sämischleder und kunstvoll gesteppt; den Hals umgab eine hohe Krause von kostbaren Brüsseler Spitzen. An einer breiten, über die Schultern hängenden Feldbinde von scharlachrother Seide, mit goldenen Franzen, wie solche auch alle seine Officiere trugen, hing ein kostbares langes Ritterschwert, in schwarzer, silberbeschlagener Sammetscheide, an dem Kreuzgriff mit vier großen kostbaren Diamanten von funkelndem Glanze besetzt. Der Herzog hatte dies Schwert von dem Kurfürsten von Baiern zum Dank für eine gewonnene Schlacht erhalten. Eine breite und schwere goldene Gnadenkette, vorne mit einer

großen goldenen Schaumünze, die des Kaisers Ferdinand Bildniß zeigte, schlang sich doppelt um seinen Hals, und fiel dann weit bis auf die Brust herab. Ein Hut von violettem Sammet, dessen kostbarer Reiherfederbusch von einer Agraffe, die aus einem einzigen überaus großen Diamant bestand, gehalten wurde, bedeckte sein Haupt. Sein edles Roß mit großer Reitergeschicklichkeit zügelnd, saß der Herzog sehr aufrecht und fest im Sattel. Kalt und ernst wie immer war der Ausdruck seines gelblich-blassen Gesichts, stolz blickte sein durchdringendes Auge auf seine Umgebung, und kein äußerer Zug verrieth die Freude, die sein Herz durchzuckte, daß jetzt endlich sein heißer Wunsch erfüllt würde, und er in die kaiserliche Burg einreiten durfte, um die Belehnung als Reichsfürst eines der schönsten Herzogthümer Deutschlands zu empfangen. Unmittelbar hinter dem ernsten, schweigsamen, einem Marmorbilde gleichenden Herzoge ritten seine beiden Leibknappen, zwei Jünglinge aus edlen böhmischen Geschlechtern; hinter diesen folgte ein langer Schwarm von Dienern verschiedener Gattung, die theilweise hochgepackte Handpferde oder Maulthiere am Zügel führten, bis dann wieder ein Fähnlein Küraßreiter den langen Zug, der immerhin einige Hundert Menschen zählen mochte, schloß. Mit staunender

Neugierde über diese große Pracht drängte sich das Landvolk beiderlei Geschlechts an den Weg zusammen, um den Zug so dicht als möglich an sich vorüberreiten zu lassen. Zwar hatten die Männer ihre Pelzkappen gezogen, und krümmten, wie unwillkürlich fast, tief die Rücken, als der gefürchtete Herzog in ihre Nähe kam, aber von grimmigem Hasse erfüllt waren die Blicke, welche die meisten Bauern ihm aus ihren tiefliegenden Augen nachsandten. War dieser Herzog doch ihr härtester Zwingherr, verdankte der Kaiser seinem großen Feldherrntalente, verbunden mit seiner rücksichtslosen Härte, doch am wesentlichsten mit die Bändigung des empörten Böhmens, so daß er nun so recht nach Herzenslust das Ketzerthum mit Stumpf und Stiel daselbst ausrotten konnte. Doch was kümmerte sich der stolze Herzog wohl im allermindesten darum, ob ihm diese böhmischen Bauern liebten oder haßten, wenn sie ihn nur recht fürchteten! So gleichgültig, als wären sie nur leblose Wesen, ruhte sein Auge auf ihnen, und nicht mit dem leisesten Verneigen seines Hauptes dankte er auf ihre tiefen Begrüßungen. Ritt aber der Herzog bei einem katholischen Prediger oder einem Mönche, und wäre dieses selbst der schmutzigste Bettelmönch gewesen, oder nur

bei einem der wieder sehr zahlreich aufgerichteten Heiligenbilder oder Crucifixe an den Wegrändern vorbei, dann nahm er stets den Hut demüthig ab, und ein Gleiches that auch sein Gefolge.

An dem Weichbilde des Schlosses Brandis hatte sich das Regiment der Küraßreiter, welche dessen Schutzwehr bildeten, als Spalier aufgestellt, um dem berühmten Feldherrn, unter dessen Führung es so oft sich schon Siege erkämpfte, die Ehre zu erweisen. Sehr herablassend begrüßte der Herzog die stattlichen Krieger, und richtete nicht allein an mehrere Officiere, sondern auch an einzelne ihm persönlich bekannte ergraute und benarbte gemeine Reiter zwar nur kurze, aber doch sehr huldvolle Worte. Auf diesem Platze blieb auch seine eigene Escorte zurück, da es ihm nicht geziemte, mit einer bewaffneten Schaar in die Burg seines Kaisers einzurücken, und nur sein eigentlicher Hofstaat folgte ihm weiter. Der Schloßhauptmann von Brandis, ein alter Officier, empfing den hohen Gast an dem Eingange des gewölbten Burgthores, um ihn in das Innere des Hofes, wo die Trabanten-Leibgarde sich aufgestellt hatte, zu geleiten. Von seinem eigenen Stallmeister dabei unterstützt, schwang sich der Herzog mit Leichtigkeit aus dem Sattel, und ward dann

von dem Schloßhauptmann, dem sich noch mehrere kaiserliche Cavaliere und Hofbeamte angeschlossen hatten, in das für ihn bestimmte Gemach geleitet, damit er seinen Anzug ordnen, und sich von den Strapazen des Rittes etwas erholen könnte. Auch seine Hofcavaliere wurden von anderen ihnen befreundeten kaiserlichen Cavalieren vorläufig mit in ihre Gemächer genommen, um zuerst einen Willkommstrunk zu thun, und den Anzug, der hie und da von dem Ritte wohl etwas gelitten haben mochte, herzustellen. Der Raum im Schlosse, welches jetzt die ganze kaiserliche Hofhaltung beherbergte, war sehr eng, und jeder mußte sich daher so gut als möglich zu helfen suchen. Der Herzog hatte kaum in seinem Gemache mit Hülfe seines alten, bewährten Kammerdieners Batista seinen Anzug geordnet, und die schweren Reiterstiefel mit Strumpfhosen von violettem Tricot und Hackenschuhen, auf deren Schnallen kostbare Diamanten blitzten, vertauscht, als schon der Pater Lamormain zu ihm hereintrat. Die äußere Begrüßung dieser beiden Männer, in deren Händen damals wesentlich das Geschick von ganz Deutschland ruhte, war eine ungemein herzliche. Beide unterstützten sich zwar auf das eifrigste, und bekämpften ihre vielen Gegner der verschiedensten Parteien mit ver-

einten Kräften, und doch war ihr letztes Ziel ein sehr verschiedenes, denn trotz ihres engen Bündnisses tauchte das Mißtrauen in die schließlichen Pläne des Andern doch schon mitunter in der Brust jedes Einzelnen von ihnen auf. Jetzt freilich war ihre Eintracht noch die beste, und besonders der sonst so hochmüthige Herzog war gegen den einflußreichen Pater von einer so gewinnenden Höflichkeit, wie er sie nur in den allerseltensten Fällen zeigte. Er ergriff seine Hand, drückte sie wiederholt auf das wärmste, und sprach seinen aufrichtigen Dank aus für den großen Antheil, den der Pater an dem Entschlusse des Kaisers habe, ihn mit dem Herzogthum Mecklenburg zu belehnen. „Zwar wird meine Dankbarkeit nie gegen Eure Hochwürden einmal aufhören, und Alles, was in meinen Kräften steht, Euch gefällig zu sein, wird sicherlich geschehen, erlaubt mir aber vorläufig, Euch einen kleinen Beitrag für die edlen Zwecke Eures hohen Ordens hiermit zu geben," sprach der Herzog, indem er dem Pater einen Papierstreifen in die Hand drückte. Es war dies eine Anweisung auf die herzogliche Renterei in Gitschin auf die Summe von fünfundzwanzigtausend Ducaten. Fast gleichgültig blickte der Jesuit auf dieses Papier, als er es in die Tasche

seines Ordenskleides schob, und kalt klangen seine Worte: „Im Namen meines Ordens danke ich Eurer Durchlaucht für diese Gabe, welche Eurem Wunsche gemäß zu dessen Nutzen verwandt werden soll. Wollen aber Eure Durchlaucht mir dabei nochmals die Bemerkung, die ich gar nicht genug wiederholen kann, gestatten, daß es meinem Orden nicht allein auf Euer Geld, sondern ungleich mehr noch auf Eure bewährte Tapferkeit und Thatkraft ankommt, um das verruchte Ketzerthum an dem Gestade der Ost- und Nordsee, wo es sich am festesten eingenistet hat, auf eben solche Weise gänzlich auszurotten, wie dies hier in Böhmen zum Ruhme unserer Kirche bereits geschehen ist. Von dem Einflusse unseres hohen Ordens, dessen demüthiges Werkzeug ich nur bin, haben Eure Durchlaucht so eben wieder einen vollgültigen Beweis erhalten, und ich hoffe, daß es Euch stets gefallen wird, uns zu Euren wärmsten Freunden zu zählen." Mit seinen funkelnden, kleinen Augen blickte der Pater dabei so scharf auf das Antlitz des Herzogs, als wolle er dessen innerste Gedanken in der Tiefe seiner Brust lesen. Kalt und undurchdringlich wie immer blieb aber das Antlitz des Herzogs, und auch nicht der leiseste Zug darin

verrieth, was seine stolze Seele bei dieser Ermahnung des Jesuiten empfand.

Der Eintritt eines kaiserlichen Kämmerers, welcher meldete, daß der Kaiser den Herzog alsbald in feierlicher Audienz empfangen würde, unterbrach dieses Zwiegespräch der beiden Männer. In dem großen Festsaale des Schlosses zu Brandis waren schon seit mehreren Tagen die eifrigsten Vorbereitungen zu dessen möglichst prachtvoller Ausschmückung geschehen. Man sah dem Saale wie überhaupt dem ganzen Schlosse manche Spuren an, daß sie lange nicht benutzt und überhaupt nicht für den regelmäßigen Gebrauch einer kaiserlichen Hofburg eingerichtet waren. Die Mobilien waren zwar etwas veraltet und verstaubt, doch wußte es der kaiserliche Castellan mit Hülfe verschiedener Künstler und Handwerker, die aus Prag dazu gekommen waren, und der zahlreichen Dienerschaft, die ihm zu Gebote stand, einzurichten, daß Alles doch ganz feierlich aussah und die Würde der Hofhaltung einer römisch-kaiserlichen Majestät wenigstens nicht beeinträchtigte. In den Kaminen brannten mächtige Feuer, die ganze Scheite Buchenholz verschlangen, um den hohen, weiten Raum behaglich zu erwärmen, während Hunderte von Wachskerzen auf den Kronleuchtern und hohen

silbernen Wandleuchtern ein blendendes Licht verbreiteten. Die Soldaten der kaiserlichen Trabanten-Leibgarde, alle in höchster Galla, standen überall in Doppelposten mit ihren glänzenden Hellebarden an den großen eichengetäfelten Flügelthüren, während zwei Officiere dieses Corps mit gezogenen Schwertern auf beiden Seiten vor den Stufen der Estrade, die zu dem mit purpurnem Sammet überzogenen Thronsessel führte, schilderten. Kaiserliche Fahnen mit dem Doppeladler, die überall in dem großen Saale auf passende Weise angebracht waren, bildeten den Hauptschmuck, und die langen schweren Falten, in denen sie herunterwallten, gaben dem Ganzen ein sehr wundervoll festliches Gepräge. Der Kaiser Ferdinand trat alsbald, von seinem ganzen glänzenden Hofstaate gefolgt, in den Saal ein. Ueber seinem sonst gewöhnlich schwarzen spanischen Anzug trug er jetzt einen weiten Fürstenmantel von Purpursammet mit Hermelin gefüttert und verbrämt, dessen Schleppe von zwei Edelknaben getragen wurde. Da die Reichskleinodien in Wien geblieben waren, so hatte er statt der goldenen Kaiserkrone ein Barett von rothem Sammet mit Hermelin auf dem Kopfe. Die große Goldkette des Ordens vom goldenen Vließe, die er um den Hals trug,

fiel weit über den Mantel. Als der Kaiser auf den Thronsessel sich niedergelassen hatte, stellte sich sein Ministerpräsident Graf Khevenhüller um zwei Stufen niedriger zu seiner Linken, während das übrige Gefolge streng nach dem Range geordnet zu beiden Seiten der Estrade sich aufstellte. Glänzende Namen, vornehme Träger der ersten Fürsten- und Grafengeschlechter des österreichischen Kaiserstaates befanden sich mehrere darunter. Besonders der hohe böhmische Adel, der jetzt zahlreich nach Brandis geeilt war, um dem Kaiser seine Ergebenheit zu bezeigen, war sehr stark vertreten. Auf den Gesichtern mancher dieser Herren lag übrigens ein ungleich spöttischerer oder verdrießlicher, als gerade freudiger oder festlicher Ausdruck. Es verdroß sie nicht wenig, nunmehr Zeuge einer Ceremonie sein zu müssen, durch welche ein Edelmann, der seiner Geburt nach von ungleich niederigerem Adel, als sie selbst ihn besaßen, war, jetzt so hoch über sie in seinem Range erhoben wurde. Nur die geistliche Partei, unter der sich auch zwei Bischöfe in ihrem glänzenden Ornate, mit dem bischöflichen Kreuze auf der Brust, befanden, sah heute triumphirender als je aus, und man merkte es ihren Mienen an, daß sie diese Erhebung des Herzogs von Friedland als einen ungemein

wichtigen Sieg, den sie über die Gegenpartei errungen hatte, betrachtete.

Die Hauptflügelthür des Saales ward jetzt weit aufgerissen, und der Herzog von Friedland trat, gefolgt von einem halben Dutzend seiner Officiere, unter denen die Grafen Octavio Piccolomini und Saint-Julien die vornehmsten waren, in den Saal. In seiner gewöhnlich ernsten Haltung, das Antlitz mit den kalten und doch wieder so feurigen Augen weder rechts noch links gewandt, schritt er durch den Saal. In seiner linken Hand trug er den Fürstenhut von violettem Sammet mit Hermelin verbrämt und einer mächtigen weißen Straußfeder geziert. Auf der vorletzten Stufe der Estrade dicht vor dem Thronsessel des Kaisers angekommen, beugte er sein rechtes Knie und bückte sein stolzes Haupt danieder, um des Kaisers rechte Hand zu ergreifen und mit den Lippen zu berühren. In diesem Augenblick aber stand der Kaiser Ferdinand auf, erhob den vor ihm knieenden Herzog und umarmte ihn, worauf er sich wieder niedersetzte.

Der Graf Khevenhüller las nun mit lauter, weit vernehmlicher Stimme die Urkunde ab, durch welche der Kaiser Ferdinand den Herzog von Friedland mit dem als verfallen erklärten Reichs-

lehen des Herzogthums Mecklenburg feierlich belehnte. Es kam darin die Stelle vor, daß ihm und seinen Erben die Herzogthümer Mecklenburg sammt allen ihren Pertinenzien, Ehren, Einkünften und Rechten als ein Unterpfand bis zur Befriedigung seiner Forderungen an den Kaiser für gemachte Kriegsauslagen jure retentionis imperialis überwiesen wurden.

Aufmerksam hatte der Herzog von Friedland, der jetzt auf der Estrade, einige Stufen niedriger, als des Kaisers Sitz war, stand, dieser Vorlesung der Urkunde zugehört. Als der Graf Khevenhüller solche beendet hatte, sprach nun der Herzog mit feierlich langsamer Stimme, so laut daß jedes Wort durch den ganzen großen und weiten Saal drang, die ihm von dem Kanzler vorgeschriebene Formel des Lehnseides nach, wobei er seine rechte Hand mit abgezogenem Handschuh zum Schwur in die Höhe streckte. So wie der Eid beendet war, sprach der Kaiser mit seiner stets schwachen und etwas undeutlichen Stimme die Worte: „Albrecht, Herzog von Mecklenburg, bedeckt Euer Haupt,“ ein Zeichen, daß er von nun an den Herzog als einen Reichsfürsten, der mit bedecktem Haupte vor den Stufen seines Thrones stehen dürfe, ein Vorrecht, was kein Unterthan besaß, betrachte. Es

war der stolzeste Augenblick in dem an Thaten so reichen Leben Albrecht's von Wallenstein, als er mit fester Hand den Fürstenhut sich auf den Kopf setzte und nun damit bedeckt vor seinem Kaiser stand. Wie unwillkürlich fast richtete seine Gestalt sich noch straffer auf, als sie ohnehin schon war, und mit vornehm stolzem Blick schweifte sein Auge über die im Saale versammelte Menge der Großen des Hofes hin. Bisher war er im Range ihnen nur gleichstehend gewesen, jetzt aber stand er als Reichsfürst über dem Vornehmsten der ganzen Schaar. So hoch hatte die Kühnheit und Thatkraft seines Geistes Albrecht von Wallenstein, den unbekannten Sprößling eines niederen böhmischen Adelsgeschlechtes, erhoben.

Der Kaiser stand jetzt von dem Throne auf, schüttelte dem neuen Herzog nochmals freundlich die Hand, und schritt dann, von seinem Gefolge geleitet, unter dem Vortritt der Officiere der Trabanten-Leibgarde, aus dem Saale, um sich zu dem großen Festbankett, welches alsbald stattfinden sollte, umzukleiden. Wie es die Sitte erheischte, kamen jetzt alle im Saale gebliebenen vornehmen Cavaliere zu dem neuen Herzoge von Mecklenburg, um ihn zu seiner Erhebung zu beglückwünschen. Daß diese Worte bei gar Manchen

nicht aus dem Innern drangen, konnte man dem Klange ihrer Stimmen nur zu deutlich anmerken. Mit der kalten Ruhe, die er in allen Lagen seines Lebens zu bewahren wußte, nahm Wallenstein diese Glückwünsche seiner Neider und Feinde auf und beantwortete sie ebenfalls nur mit einigen gleichgültigen Worten. Ungleich freundlicher war er gegen die Anhänger seiner Partei, von denen er einigen die Hand schüttelte; besonders respectvoll aber gegen die Bischöfe.

Der Bankettsaal lag im Schlosse neben dem großen Audienzsaal und war ebenfalls hell erleuchtet und möglichst ausgeschmückt. Man hatte die großen Bäume einer Orangerie, die sich im Schlosse befand, in den Saal gesetzt, und diese schönen hochstämmigen Orangen- und Citronenbäume mit ihren saftvollen goldgrünen Blättern, zwischen denen die goldenen Früchte so verführerisch blinkten, gaben dem ganzen Raume ein sehr festliches Aussehen. In der Mitte des Saales stand die Festtafel von zwölf Gedecken. Ein blendend weißes Leinentuch von kostbarem Damast bedeckte den ganzen Tisch, war aber wegen der Masse der prunkvollen Gold- und Silbergeschirre, der hohen Tafelaufsätze und der verschiedenen Schaugerichte, die bereits aufgetragen waren,

kaum zu sehen. Im Glanze der Hunderte von Wachskerzen gewährte diese von Gold- und Silbergeschirr glänzende Tafel, die theilweise mit den schönsten Prachtstücken der reichen kaiserlichen Silberkammer aus der Hofburg in Wien geziert war, welche man eigens dazu nach Brandis transportirt hatte, wirklich einen überaus prächtigen Anblick.

Auf der Gallerie, die rings oben um den Saal herumlief, hatten vierundzwanzig kaiserliche Hoftrompeter, Ebenisten und Paukenschläger, alle bunt in italienische Tracht gekleidet, ihren Platz. Ein dreimaliger schmetternder Tusch begrüßte den Eintritt des Kaisers. Zu seiner Linken, kaum einen halben Schritt mehr rückwärts, ging der neue Herzog. Jetzt, wo diese beiden Männer nebeneinander gingen und der Kaiser bereits auch den Hermelinmantel abgelegt hatte, konnte man so recht erkennen, wie ungleich stattlicher und Respect erweckender schon die äußere Persönlichkeit des Herzogs als die seines Kaisers war. Letzterer hielt sich stets etwas gebeugt und hatte einen schlaffen, unsichern Gang, während Wallenstein fest und mit geradem Körper und stolzem Nacken daher schritt.

„Per dio, der Waldstein sollte unser Kaiser

sein. Seht, schreitet er nicht daher, als gehöre das ganze römische Reich schon ihm, und der Ferdinandus wäre nur sein Vasall. So ein Herrscher, wie der Waldstein ist, würde das alte heilige römische Reich schon wieder in Ansehen bringen," flüsterte der Graf Octavio Piccolomini, der sich im Gefolge befand, leise dem neben ihm gehenden Graf Saint-Julien zu.

„Seid mit Euren Reden vorsichtig, in einem kaiserlichen Schlosse haben selbst die Wände Ohren, — doch was jetzt noch nicht ist, kann in der Zukunft leicht möglich werden. — Wir Beide kämen gerade nicht schlecht dabei weg, wenn der Albrecht unser Kaiser würde," antwortete dieser eben so leise mit schlauem Lächeln.

Die Tafel, bei welcher der Kaiser auf einem mit Purpursammet überzogenen Armstuhl, in dessen Rückenlehne das kaiserliche Wappen kunstvoll gestickt war, Platz nahm, der neue Herzog von Mecklenburg aber zu seiner Rechten saß und ebenfalls einen Sammetstuhl, jedoch ohne Armlehne, auf dem Rücken mit dem Herzogswappen von Mecklenburg gestickt, erhielt, während die übrigen Gäste nur einfache, mit braunem Leder überzogene Stühle hatten, nahm ihren Anfang. Alle gehörten dem hohen österreichischen Adel an, oder bekleideten

die vornehmsten Stellen im kaiserlichen Cabinette oder Heere, während die übrigen Wallenstein'schen Officiere, in bunter Reihe mit den kaiserlichen Cavalieren und Officieren des Hofstaats gemischt, an der langen Marschallstafel in einem Nebensaale bankettirten. Zwei Leibedelknappen in den kaiserlichen Farben bedienten den Kaiser, hinter dessen Stuhl auch ein kaiserlicher Kämmerer stand, während Wallenstein ebenfalls als ein Zeichen seiner Reichsfürstenwürde von seinem eigenen Edelknaben, der in seine Hausfarben gekleidet war, bedient wurde. Hinter dem Stuhl von jedem der übrigen Gäste stand ein kaiserlicher Lakai.

An einer kaiserlichen Tafel jener Zeit wurden manche Ceremonien beobachtet, welche unsere Gegenwart nicht mehr kennt. So war es Sitte, daß die großen Braten, welche wo möglich das Thier in seiner völligen Gestalt noch zeigten, auf mächtigen Silberspießen oder Schüsseln, unter dem Vortritt des in Galla gekleideten Hofküchenmeisters, von einigen Haiducken rings um die Tafel zur Schau aller Gäste getragen wurden, bis sie dann auf dem Tranchirtische der Hofbratenschneider kunstvoll zerlegte. An einem andern Credenztische, der mit kostbaren Bechern und Kannen reich besetzt war, waltete der Oberkellermeister mit seinen

Gehülfen. Den ersten Becher Malvasier reichte der Obermundschenk dem Kaiser eigenhändig dar, während der Oberkellermeister stets die Becher der übrigen Gäste vollfüllte. Der Kaiser Ferdinand war aber persönlich im Genuß von Speise und Trank äußerst mäßig, und auch ein Gleiches fand bei Wallenstein statt. So ward denn an der kaiserlichen Tafel selbst verhältnißmäßig weniger getrunken und gegessen, als an der Marschallstafel, wo die vollen Schüsseln stets sehr bald geleert und die Becher immer wieder auf's Neue gefüllt wurden. Bei dem ersten Braten, einem großen Rehbock, stand der Kaiser auf und brachte persönlich die Gesundheit des neuen Reichsfürsten, des Herzogs Albrecht von Mecklenburg aus, der fortfahren möge, mit gleichem Eifer, Geschick und glücklichem Erfolg, wie bisher, sein stets siegreiches Schwert zur Vertheidigung der Rechte des Kaisers und des allein wahren und hohen römisch-katholischen Glaubens zu führen. Ein schmetternder dreimaliger Tusch der Hoftrompeter und Paukenisten folgte diesem kaiserlichen Toaste und übertönte fast die lauten Hochrufe aller Gäste an der kaiserlichen wie an der Marschallstafel. Daß der Kaiser sich herabließ, in höchsteigener Person den Toast auf ihn auszubringen, war die größte Ehre,

welche Wallenstein nur zu Theil werden konnte, und zeigte mehr als alles Andere, welchen hohen Werth Ersterer auf seine Dienste legte und wie sehr er sich bemühte, ihn auf immer an sich zu fesseln. Schien es doch auch wirklich, als ob ein Zug der Rührung und des Dankes in dem sonst so ehernen Gesichte des Herzogs schimmerte, als er sich niederbeugte, um seines Kaisers Hand zu küssen, was dieser aber verhinderte, indem er ihn nochmals umarmte.

Den zweiten Toast brachte nun der neue Herzog auf des Kaisers, seines hohen und allmächtigen Lehnsherrn, Gesundheit aus. Mit kräftigen Worten gelobte er dabei für sich und sein ganzes Heer die festeste Treue und die unbedingteste Aufopferung für des Kaisers Person, und pries sich und seine Krieger glücklich, wenn es ihnen noch recht oft vergönnt sein möge, ihre Schwerter zum Ruhm der geheiligten kaiserlichen Rechte und zur Glorie der hohen römisch-katholischen Kirche, deren gehorsame und getreue Söhne sie ja Alle wären, ziehen zu dürfen. Auch diesem Toaste folgte ein dreimaliger schmetternder Tusch und ein lautes begeistertes Hochgerufe aller anwesenden Gäste. Den dritten und letzten Toast brachte der kaiserliche Ministerpräsident Graf Khevenhüller aus. Er galt

der katholischen Liga und deren Heere, und dem Wunsche, daß des Kaisers Truppen unter dem Herzoge Albrecht und das Heer der Liga unter dem siegbewährten Grafen Tilly immer in der besten Waffenbrüderschaft mit einander verkehren und wie bisher auch fernerhin vereint die Bahn des Sieges einträchtig verfolgen möchten. Eben so wie die beiden früheren Trinksprüche, ward auch dieser letzte allgemein mit lauter Begeisterung empfangen. Besonders alle Herren des Hofes, welche nicht zu der besondern Wallenstein'schen Partei gehörten, zeichneten sich durch ihr freudiges Hoch hiebei aus. Zwar merkte Wallenstein sehr wohl, daß eine versteckte Spitze hierin gegen ihn lag, und der Graf Khevenhüller, der, wie ihm bekannt war, zu seinen Gegnern gehöre, die Absicht dabei gehabt hatte, ihm nochmals wieder recht lebhaft in das Gedächtniß zurückzurufen, daß der Kaiser auch noch andere Stützen, wie ihn nur allein, besitze, und der Graf Tilly als Feldherr und berühmter Kriegsheld ihm ebenbürtig an die Seite zu stellen sei, doch ließ er sich äußerlich den Verdruß hierüber nicht anmerken. Sehr artig stieß er mit dem Grafen an, und ruhig wie immer klang sein Dank und die Aeußerung, daß

er fest davon überzeugt sei, wie aufrichtig Seine Excellenz es mit ihm und seinem Heere meine.

Da der Kaiser Ferdinand kein Freund der allzu langen Tafelfreuden war, so hob er schon gegen acht Uhr das Bankett auf. Besonders den Herren an der Marschallstafel gereichte diese Mäßigkeit gerade nicht zur sonderlichen Freude, denn sie hätten gern noch einige Stunden fortgezecht und die Reichhaltigkeit des kaiserlichen Weinkellers auf die Probe gestellt.

Das Schloß zu Brandis bot für Wallenstein und sein Gefolge keinen Raum zum Nachtlager dar, und so beschloß er denn, noch an demselben Abend nach einem seiner Schlösser, welches anderthalb Meilen davon gelegen war, und woher er auch am Morgen gekommen, zurückzukehren. Mit großer Huld entließ ihn der Kaiser, als er sich bei ihm verabschiedete, und sprach die Worte: „So lebt denn wohl, Herzog von Mecklenburg, und mögt Ihr selbst diese Würde noch auf lange Jahre hin bekleiden und sie sich dann bis in die fernsten Zeiten bei Eurem Geschlechte forterben."

Bevor er fortritt, hatte der Herzog aber noch mit dem Grafen Khevenhüller eine längere Unterredung, in welcher die Maßregeln besprochen wurden, die er zur sofortigen Besitznahme des ihm

jetzt verliehenen mecklenburgischen Landes ergreifen solle. Factisch war das Herzogthum bereits in seinem Besitz, da seine Truppen fast in allen dessen Städten in Garnison lagen, und es kam daher nur auf die Form der Besitzergreifung an. Es ward nun beschlossen, daß der Kaiser als seinen Commissär den Geheimrath von Walmerode, dem als rechtliche Beistände die beiden gelehrten Juristen Doctor Lüder und Niemann dienen sollten, nach Mecklenburg absenden würde, um das Land formell in kaiserlichen Besitz zu nehmen. Von dieser Commission solle es dann der neue Herzog empfangen, um alsbald entweder persönlich oder durch seinen beauftragten Stellvertreter in Güstrow von den dazu einberufenen Ständen des Landes den Huldigungseid entgegen zu nehmen. Als militärischen Führer und um den Verkehr mit seinen in Mecklenburg garnisonirenden Truppen zu vermitteln, gab er seinen Obersten Graf Saint-Julien, der sein besonderes Vertrauen genoß, der kaiserlichen Commission zur Begleitung bei. Mit dem ihm in so selten hoher Weise eigenen Scharfblick traf Wallenstein sogleich noch einige wichtige Verfügungen hinsichtlich der Geschäftsordnung der Commission, und setzte dabei selbst den Grafen Khevenhüller, so persönlich ab-

geneigt dieser ihm auch immerhin sonst war, durch seine Umsicht und Geschäftskenntniß in Erstaunen.

Während nun im Schlosse zu Brandis das große Festbankett gefeiert wurde, ging es draußen auf dem freien Platze davor nicht minder geräuschvoll und lebendig zu. So unerbittlich streng Wallenstein in allen dienstlichen Verhältnissen gegen seine Officiere und Soldaten sich zeigte, so freigebig bewies er sich außerdem gegen sie und ließ so leicht keine passende Gelegenheit vorübergehen, ohne sie durch reiche Geschenke noch mehr an sich zu fesseln. So hatte er denn auch an dem heutigen Tage seiner Belohnung mit dem Herzogthum Mecklenburg beschlossen, sowohl seiner Reiterescorte, wie auch den Küraßreitern, welche das kaiserliche Schloß bewachten, ein glänzendes militärisches Fest zu geben. Zwar fehlte es an Raum, um diese vielen Hunderte von Gästen unterzubringen, allein man wußte sich kurz zu helfen und machte den freien Platz vor dem Schlosse zum Festsaal. Das Wetter war zwar kalt, aber klar und trocken, und von dem wolkenlosen Himmel blitzten die Sterne mit solchem Glanze, wie sie ihn nur in den kalten Winternächten, wenn die Atmosphäre von Dunst recht rein ist, zu zeigen pflegen. Um sich gegen die Kälte zu schützen, aus welcher sich

diese alten, abgehärteten Kriegsknechte, die schon gar manche rauhe Nacht in ihrem vielbewegten Feldleben am Bivouak verbracht hatten, überhaupt nicht viel machten, wandte man große hellflammende Feuer von außen und, was den Meisten noch ungleich angenehmer war, nicht geringe Massen feurigen Wein von innen an. Ueber ein Dutzend mächtiger Feuer, die ganze Klaftern Scheitholz verschlangen, brannten auf dem großen geräumigen Platze. In hohen Bränden züngelten sich die rothen Flammen oft in den dunkeln Himmel und verbreiteten in weitem Umkreise eine behagliche Wärme und helle Beleuchtung. Neben jedem großen Feuer war noch ein kleineres angezündet, welches besonders zum Kochen und Braten benutzt wurde. Mehrere Dutzende von Kälbern, Wildschweinen und Hirschen, welche der Herzog eigens zu diesem Zwecke von seinem nächsten Schlosse hieher geschickt hatte, brieten an dieser Gluth und konnten schon vielen Hunderten von hungrigen Soldatenmagen vollauf Sättigung gewähren. Herzogliche Küchenknechte, mit fußlangen Tranchirmessern bewaffnet, standen neben diesen Braten und schnitten allen Soldaten, Dienern, kurz eigentlich Jedem, der es verlangte, mit freigebiger Hand ganz gehörige Stücke davon. Hohe

Haufen von Semmeln, „böhmischen Kolatschen,“ ein nationales Backwerk, und anderen Kuchen lagen dem Zugreifen preisgegeben daneben, während in riesigen Kesseln Würste und mehrere derartige Fleischspeisen brodelten. Da jeder Soldat ohnehin sein eigenes Eßbesteck stets bei sich führte, so konnte er aus freier Faust sogleich sein kräftiges Abendessen, so viel sein Magen nur begehrte, verzehren. Was aber den meisten dieser wilden Kriegsknechte noch erwünschter schien und den häufigsten Zuspruch von ihnen fand, waren die großen Fässer mit Melnecker, Czernosecker und anderen feurigen böhmischen Weinen, oder auch mit Meth, einem damals in Böhmen noch sehr beliebten Getränk, oder mit starkem Pilsener Doppelbier, welche ebenfalls an passenden Stellen aufgelegt waren. Herzogliche Kellerknechte machten hier den Mundschenken und ließen das würzige Naß aus den Fässern in vollen Strömen in die ihnen gereichten Lederbecher, Holz- oder Thonkrüge, oder was es nun sonst noch für Trinkgeschirre gab, rinnen. Da wurde denn gehörig gezecht, und manche der Soldaten schienen es förmlich darauf abgesehen zu haben, die großen Fässer völlig zu leeren. Unbedingte Freigebigkeit herrschte, Alles war den Soldaten gestattet, und

nur wer so trunken war, daß er dadurch zum Dienst unfähig sich zeigte, oder gar das Schwert zog und im Bannkreise des Kaiserschlosses blutige Raufhändel anfing, verfiel schwerer Strafe, so hatte der Herzog es ausdrücklich befohlen. Böhmen ist, wie bekannt, das Land der Musik, und so durften denn auch bei diesem Festgelage mehrere gut besetzte Musikchöre nicht fehlen. An zwei passenden Stellen hatte man eigene Tanzplätze errichtet, wozu der ebene, hart gefrorene Boden sich vortrefflich eignete. Haßte zwar das böhmische Landvolk mit Recht diese wilde Heeresschaar, die jetzt so schonungslos im Lande wüthete, so fanden sich doch immer lustige und schmucke Dirnen genug, die einem Tanze und späteren Gekose mit einem stattlichen Reitersmann nicht abgeneigt waren. So drehten sich denn die hochbusigen, kräftigen Mädchen aus dem Stamm der Czechen, mit ihren verlangenden dunkeln Augen und dem heißen Blute, welches ihnen die braunen vollen Wangen röthete, gar oft im wirbelnden Tanze mit den Wallonen und Lombarden dieser Reiterschaaren. Wenn auch die einzelnen Paare der Tanzenden sich oft nicht mit einander unterhalten konnten, so machte dies doch nicht sonderlich viel aus, denn ihre Augen sprachen dafür eine ungleich

feurigere und allgemein verständliche Sprache. Allzu große Blödigkeit auf der einen und Sprödigkeit auf der andern Seite war bei diesen Paaren selten zu finden.

So bot dieser Festplatz in seiner eigenthümlichen Beleuchtung durch die flammenden Holzfeuer in der That einen ungemein belebten Anblick voller charakteristischer Bilder dar. Dazu kam die malerische, farbenreiche, dem Geschmack jedes Einzelnen freieren Spielraum, als dies jetzt der Fall ist, gewährende damalige Tracht der Krieger: hier blitzten Kürasse und Stahlpickelhauben, dott leuchteten die breiten, blutröthen Wallenstein'schen Feldbinden, oder die bunten, mächtigen Federbüsche von den hohen, keck auf der einen Seite aufgeschlagenen Filzhüten. Ein lautes begeistertes Hurrah von Hunderten kräftiger Soldatenkehlen ward oft dem nicht allein siegreichen, sondern auch so freigebigen Herzoge gebracht und sein Wohl in zahllosen Trinksprüchen gepriesen.

Die elfte Stunde hatte der Herzog zum Heimritt bestimmt, denn so lange fesselten ihn noch seine Geschäfte und Berathungen mit dem Grafen Khevenhüller in dem Schlosse. Um zehn Uhr schmetterten die Trompeter den Appell, um die Reiter zusammenzurufen, daß sie sich und ihre

Rosse für den nächtlichen Ritt rüsten möchten. Kaum einen letzten kurzen Abschiedsgruß tranken sich die Reiter der beiden verschiedenen Regimenter, die sich jetzt vielleicht auf Nimmerwiedersehen von einander trennen mußten, noch zu, dann ordneten sich sogleich die Schaaren, die frohe, ungebundene Lust hörte alsbald auf, und die strenge Mannszucht trat in ihre vollen Rechte. Zwar schwankte vielleicht der eine oder der andere Reitersmann anfänglich etwas hin und her, und der Kopf war ihm vom süßen Weine allzu schwer, doch die Wachtmeister, Fähndriche und Rittmeister übten an einem solchen Abend schon die nöthige Nachsicht, und drückten gern ein Auge zu.

Pünktlich wie immer auf die Minute, bestieg der Herzog mit dem Schlage der elften Stunde sein Roß und ritt aus dem Schloßhofe zu Brandis. Sowohl er, wie auch sein ganzes Gefolge trugen jetzt faltige dunkle Reitermäntel von schwerem Tuche, die weit über das Roß herunterwallten, über ihre Kleidung. Die Diener und Vorreiter hielten dazu jetzt große, hellsprühende Fackeln, um bei dem nächtlichen Ritt besser zu sehen. Vor dem Schloßhofe schloß sich die Escorte wieder an, und so ritt nun der lange, düstere Zug, auf den

die Fackeln mitunter ihre grellrothen Schlaglichter warfen, in die dunkle Winternacht hinein.

Der Herzog rief dem Obersten Saint-Julien, der sein besonderes Vertrauen genoß, an seine Seite, um ihm noch mehrere Verhaltungsbefehle über sein Auftreten in Mecklenburg zu ertheilen. „Ich empfehle Euch, Oberst, anfänglich nicht gleich zu strenge aufzutreten und die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung möglichst zu schonen. Diese Norddeutschen da unten an der Meeresküste sind ein zähes, festes Geschlecht, das hartnäckig an seinen alten Sitten hängt, und schroffer Bedrückung leicht den nachhaltigsten Widerstand entgegensetzt. Mit Ruhe und Güte kann man sehr viel, mit offnener Gewalt aber nur wenig von ihnen erlangen; das habe ich bereits während meiner Feldzüge da unten erfahren. Ihre Zungen sind zwar schwerfälliger und ihre äußeren Umgangsformen plumper, als es bei den lebendigen Franken und den höflichen Sachsen der Fall ist, aber ihr Kern ist ein fester, und wenn sie sich im Reden auch nicht so gewandt zeigen, so ist ihr Auftreten doch zuverlässiger. Vor Allem aber, Oberst, will ich Euch den Auftrag ertheilen, daß Ihr Euch alle Mühe geben mögt, den Adel im Herzogthum durch Güte und Gefälligkeit für meine Herrschaft zu gewinnen.

Im Mecklenburg gilt der Adel Alles, denn über die Hälfte von dem ganzen Grund und Boden ist dort in seinem Besitz, freie Bauern giebt es nicht, das Landvolk lebt noch in völliger Leibeigenschaft, und die Städte, mit Ausnahme von Rostock und Wismar, die aber noch zu dem alten Bunde der Hansa gehören, haben nicht zu viel zu bedeuten. Diese mecklenburgischen Landjunker aber sollen, wie mir der Oberst von Arnim wiederholt berichtet, ein gar absonderlicher Menschenschlag sein. Sie haben einen festen Sinn und harte Köpfe, und hängen mit großer Treue an ihren angestammten Herzögen und ihrer alten Verfassung, kümmern sich aber sonst nicht viel um Politica, und leben schlicht und einfach auf ihren Gütern. Wollte man nun gleich mit offener Gewalt gegen sie einschreiten, so würde dadurch ihr harter Sinn noch härter und ihr Trotz noch größer gemacht werden, und wenn wir sie zuletzt auch wohl mit unseren Regimentern zwingen könnten, so liegt mir doch nichts daran, daß ich nur mit den Waffen in der Hand in meinem neuen Herzogthum regieren kann, denn bei einem solchen Zustande muß auf die Länge doch das Land leiden und kann nicht so viele Gelder abliefern, als wenn Alles fein ruhig und säuberlich zugeht; das sehen

wir jetzt hier in Böhmen, wo man, wie ich immer mehr einzusehen anfange, auch nicht den rechten Weg eingeschlagen hat, denn dies Königreich ist nunmehr auf viele Jahre hin ganz ruinirt. Nun sind aber diese mecklenburgischen Landedelleute selten von besonderem Scharfsinn, und auch ihre Einigkeit unter einander ist nicht allzu groß, und die da Grafen sind halten sich für viel vornehmer, als die anderen gewöhnlichen Edelleute, obgleich sie alle in Mecklenburg doch nur zum niederen Adel gehören, und wer zehn Ahnen mehr hat, hält sich für besser als sein Nachbar, der sie nicht aufweisen kann. So sollen, wie mir der Oberst von Arnim berichtet, die Advocaten stets diese mecklenburgischen Landjunker, von denen die meisten kaum lesen und schreiben können, an der Nase herumführen, auch die Einheit unter dem Adel schlecht sein, und es auf dem Landtage fast eben so uneinig wie auf einem polnischen Reichstage zugehen, ja die einzelnen Edelleute mit Wehr und Waffen gegen einander streiten. Da wollte ich denn, mein lieber Oberst, Euch den Auftrag ertheilen, daß Ihr dies klug und mit Eurer mir rühmlichst bekannten Umsicht benutzen mögt, um den Adel in Güte für mich zu gewinnen. *Kauft* Euch die klügsten Advocaten dort, was *nicht schwer*

hält, denn für Geld thun diese Kerle Alles, daß sie den Adel für mich bearbeiten und mit ihrer Feder für meine Herrschaft thätig sind. Und die anderen Edelleute, die hetzt gegen einander auf, und bringt Zwietracht und Neid unter sie, und wenn so Einige, die von Einfluß und Gewicht sind, gern in den Grafen- oder Reichsfreiherrnstand erhoben zu sein wünschen, so schreibt dies mir; es soll mir nicht schwer fallen, in Wien einige Dutzend Grafen- und Freiherrn-Diplome zu erhalten. Für ein paar Hundert Ducaten erheben sie in der Adelskammer in Wien jeden Edelmann zum Grafen oder Reichsfreiherrn, und jeder Ahne mehr steht kaum ein Dutzend Ducaten im Preise. Solche Standeserhöhung verbreitet aber gleich Neid und Zwietracht unter den Anderen, und stört ihr einmüthiges Handeln gegen mich. Sollte aber wirklich ein Landedelmann so vermessen sein, mit offenem Widerstand sich meiner Herrschaft zu widersetzen, dann gebe ich Euch die Ordre, sogleich ein recht strenges Exempel, was den Anderen als warnendes Beispiel dienen mag, an ihm zu statuiren. Treibt ihn dann mit seiner Familie von Haus und Hof, brennt sein Wohnhaus nieder, und confiscirt das Landgut in meinem Namen, damit ich mir treu ergebene und besonders

thätige Anhänger damit belohnen kann. Vorzugsweise trage ich Euch auf, Oberst, daß Ihr die Frauen in Mecklenburg für mich gewinnen mögt, denn wer die Weiber in einem Lande hat, der hat auch ihre Männer; das ist nun einmal eine alte Erfahrung. So will ich denn besonders noch einige Dutzend recht hübscher und gewandter Officiere meines Heeres dahin senden, daß die dort Liebschaften mit den Frauen und Töchtern der Landedelleute anfangen und so diese für mich gewinnen sollen. Besonders die Italiener sind hierzu die tauglichsten, denn sie haben die feurigsten Augen und gewandtesten Zungen, und leisten in der Liebe am meisten, wenn sie auch sonst im Uebrigen gerade nicht immer meine zuverlässigsten Soldaten sind. Es soll in Mecklenburg hübsche Weiber mit vollen Busen und gutem Wuchs geben, die es schon der Mühe verlohnen, daß meine Officiere Liebesverhältnisse mit ihnen unterhalten. Sucht dies also auf alle Weise zu begünstigen, und je mehr von den Landedelleuten zu Hörnerträgern gemacht werden, und je häufiger die Landfräuleins sich so in einen Officier verlieben, daß sie gar nicht erwarten können, mit ihnen in das Ehebett zu steigen, desto besser ist dies. Solche Heirathen haben auch das Gute, daß dadurch

fremder Adel in das Land kommt und dort ansässig wird. Auch wenn die Soldaten viel Liebschaften mit den Bürger- und Bauernmädchen anfangen, so sucht dies zu begünstigen. Das Herzogthum ist schwach bevölkert und kann noch viele Menschen ernähren, und je mehr fremdes Blut in diese schwerfälligen, langsamen Mecklenburger hineinkommt, desto besser ist es. Ich muß später nur das lombardische Kürassreiterregiment des Obersten Savelli dahin legen, daß die Rasse recht gründlich aufmelirt wird. — Habt Ihr mich in Allem nun verstanden, Oberst," frug der Herzog, und ein leises Lächeln glitt dabei über sein gewöhnlich sehr ernsthaftes Gesicht.

„Sehr gut, Eure Durchlaucht, denn Eure Worte sind so klar und treffend, daß solche gar nicht mißverstanden werden können. So viel an mir liegt, sollen alle Eure Wünsche genau erfüllt werden. Und wie soll ich es mit der Religion halten, soll ich schon gleich vom Anfang an mit Strenge gegen das Ketzerthum einschreiten und unsere römisch-katholische Kirche eben so dort einführen, wie dies hier jetzt in Böhmen geschieht?" frug der Oberst weiter. Einen Augenblick zügelte Wallenstein sein Roß, als wolle er sich auf diese schwere Frage desto ruhiger besinnen, dann aber,

die Zügel nachlassend, sprach er: „Nein, Oberst, thuet das ja nicht. Auf eine allzu gewaltsame und strenge Weise dürfen wir dort oben an der Ostsee nicht sogleich gegen den Protestantismus einschreiten, denn wir erbitterten uns die Bevölkerung dadurch zu sehr. Zwar habe ich dem Pater Lamormain und den anderen Herren von der streng katholischen Partei das feste Versprechen geben müssen, das verruchte Ketzerthum dort gleich mit Feuer und Schwert auszurotten. Allein was läßt sich machen, man muß doch auch den Umständen eine billige Rechnung tragen, und darf nicht das Land verwüsten, damit die Messe einige Jahre früher gelesen werde. Diese Fanatiker unter der Geistlichkeit verstehen es niemals, Land und Leute richtig zu behandeln, und verderben durch ihren blinden Eifer oft ungleich mehr, als sie nützen. Und doch muß ich Alles anwenden, damit diese Partei am kaiserlichen Hofe mir auch fernerhin so gewogen bleibt, als sie es bisher war. So heißt es denn mit großer Klugheit operiren, und ich setze das Vertrauen in Euch, Oberst Graf Saint-Julien, daß Ihr mir darin mit Euren Kräften in meinem neuen Herzogthume beistehen werdet. Sucht also vor Allem dahin zu wirken, daß in Güte recht viele Perso-

nen daselbst freiwillig das Ketzerthum abschwören und in den Schoos unserer hohen Kirche zurückkehren, damit ich sogleich nach Wien von solchen zahlreichen Uebertritten melden kann. Mit Geld und Versprechungen und Anreizung von Eitelkeit läßt sich da viel machen. Unter dem zahlreichen Adel in Mecklenburg werden immer einige Dutzend verkommener Junker sein, die mehr Ahnen auf ihrem Stammbaum als Gulden in der Börse besitzen, und denen es gleich ist, ob sie in die Messe oder zum Abendmahl gehen. Die kann man leicht durch Geld dazu bringen, daß sie wieder römisch-katholisch werden, und zu diesem Zwecke bewillige ich Euch ansehnliche Summen. Andere, die es nicht blos des Geldes wegen thun, muß man durch Eitelkeit zu kirren suchen. Sind es große Grundbesitzer von vieler Reputation, so versprecht ihnen Kämmerertitel am kaiserlichen Hofe, oder güldene Gnadenketten, oder daß ich ihre Söhne unter meine Edelknaben aufnehmen und ihnen Officiersstellen in meinen Regimentern verleihen will, wenn sie zur katholischen Religion übertreten. So etwas lockt schon, und ich will dann dafür Sorge tragen, daß Eure Versprechungen erfüllt werden. Besonders auch auf die Frauen müßt Ihr zu wirken suchen, denn die

sind stets am leichtesten zu solchen Religions-wechseln zu verleiten. Ich will schon dafür sorgen, daß bereits in nächster Zeit einige gewandte und stattliche Priester, die glatte Zungen, ansehnliche Leibesgestalt und ein hübsches Antlitz besitzen, nach Mecklenburg geschickt werden. Solche Prediger eignen sich am besten dazu, um zahlreiche Convertiten, besonders unter den Frauen, zu machen. In der einen Stunde kann eine hübsche Frau von heißem Blute und feurigen Sinnen mit ihrem Beichtvater in süßem Gekose der Liebe tändeln, und schon in der nächsten Stunde vermag er sie von jeder dadurch begangenen Sünde vollständig wieder zu absolviren; wahrhaftig, bequemer können es die Weiber doch nicht haben, und ich wundere mich nur, daß überhaupt jemals Frauen an dem langweiligen, sittenstrengen protestantischen Cultus Gefallen finden konnten. Seht, Oberst, wenn Ihr alle diese Mittel nur mit dem rechten Geschick anwendet, so kann es nicht fehlen, daß schon binnen wenigen Jahren über die Hälfte des Adels in Mecklenburg freiwillig in den Schooß unserer alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sein wird, ohne daß wir nöthig hätten, all zu rohe Gewalt anzuwenden und, wie hier in Böhmen, die Leute mit Hunden in die Messe zu treiben.

Mit dem gemeinen Bürger und Bauernpack braucht Ihr im Allgemeinen nicht so glimpflich zu verfahren, und wenn ich auch diese massenhaften Verfolgungen nicht liebe, da dadurch die Steuerkraft des Landes unnöthig ruinirt wird, so muß hin und wieder doch ein strenges Exempel statuirt werden. So laßt einige protestantische Pfaffen, welche etwa gar so unverschämt sein sollten, gegen unsere Kirche predigen zu wollen, nur ohne Weiteres wegjagen, einstecken oder, wenn sie es gar zu arg getrieben hätten, die Köpfe abschlagen, und sollten ihre Gemeinden sich dabei zu widersetzen wagen, dann nur ohne die mindeste Rücksicht sogleich scharf dreingehauen. So etwas giebt Furcht, und nur allein durch Furcht kann ein Land regiert werden. Laßt auch bekannt machen, daß alle Bürger und Bauern, welche katholisch werden wollten, sogleich von jeder Einquartierung befreit werden sollen, und ihre protestantischen Nachbarn dann die vermehrte Last tragen müssen. So etwas wirkt schon, denn die Eintracht wird dadurch unter der protestantischen Bevölkerung gestört und die Kraft eines etwaigen Widerstandes gegen uns gebrochen. — Dies, Oberst, sind die allgemeinen Andeutungen, welche ich Euch geben kann, wie Ihr sowohl der katholischen Religion,

wie auch meiner Herrschaft in Mecklenburg den leichtesten Eingang verschaffen könnt. Die näheren Einzelnheiten muß ich jedoch Eurer bewährten Klugheit und Energie überlassen. Ihr könnt aber schon im Voraus meines Dankes versichert sein. Im Sommer dieses Jahres gedenke ich persönlich nach Güstrow zu kommen, um dort auf längere Zeit meine Residenz aufzuschlagen; bis dahin müßt Ihr schon einen wichtigen Theil der Geschäfte besorgen," schloß der Herzog seine Rede an den Oberst Saint-Julien, welcher dieser mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Langsam reitend war der Zug inzwischen auf der Kuppe eines kleinen Hügels angekommen, von wo man einen freien Ueberblick über den ganzen Horizont mit seinem funkelnden und blitzenden Sternenheer genoß.

„Seht, Oberst — da steht mein Glücksstern, blitzt er nicht in hellem Glanze und überstrahlt weithin alle anderen Sterngebilde rings um ihn her," rief Wallenstein mit stolzer Stimme, und wies dabei mit der Rechten nach einem Stern, der in der kalten Januarnacht in der That mit ungewöhnlich hellem Glanze strahlte. Kaum hatte er dies Wort gesprochen, so war es, als fiele dieser Stern wie eine Sternschnuppe vom Himmel,

und da in demselben Augenblick eine kleine Wolke vorüberzog und einen Theil des Horizonts verdunkelte, so blieb er verborgen, als sei er in Wirklichkeit herabgefallen.

Sichtlich betroffen blickte der Herzog eine Weile auf den dunkeln Fleck, der jetzt an der Stelle des so eben noch hell strahlenden Sternes am Himmel war.

„Pah, es ist nur eine Wolke, — mein Gestirn ist ja der Mars, und der kann nicht fallen. Doch mich fröstelt, das langsame Reiten in der kalten Winternacht taugt nichts;" mit diesen Worten gab er seinem Hengste die Sporen, daß der im Galopp davon sprengte. Schnell folgte ihm seine ganze Escorte und Begleitung, und auf der hart gefrorenen Erde donnerten die Hufschläge einiger Hundert galoppirender Rosse, während die Funken von den Fackeln der Fackelträger weithin über die schneeigen Felder sprühten.

Bald war das Schloß erreicht, und in dessen dunkler Thorwölbung ritt der lange düstere Reiterzug ein.

In dem Erkerzimmer, welches der Herzog bewohnte, sah man noch bis gegen Morgengrauen die Fenster hell schimmern. Der stets rege Geist des gewaltigen Mannes konnte noch lange die

Ruhe nicht finden, und mit weiten Schritten durchmaß er das Gemach, seine letzte Vergangenheit sich in das Gedächtniß zurückrufend und neue kühne Pläne für die Zukunft ersinnend.

„Die Herzogskrone trag' ich nun bereits — auch die Kaiserkrone muß ihr noch folgen. — Albrecht Kaiser von Deutschland — fürwahr, es klingt dies doch ungleich stolzer als Albrecht Herzog von Mecklenburg,“ waren seine letzten Worte, die er halbleise vor sich hinsprach, als er endlich seinem Kammerdiener klingelte, daß der ihm für das so sehr verspätete Lager entkleiden helfe.

3.
Die Friedländer in Mecklenburg.

Ein ungewöhnlich früher und schöner Frühling fing an seine milde Herrschaft über das reich gesegnete mecklenburgische Land auszubreiten. Als wolle der Schöpfer in seiner Allgüte und Weisheit die schweren Wunden, welche in dem bösen Jahre 1628 allen diesen Gegenden an der Ostsee von den wilden Leidenschaften der Menschen geschlagen wurden, durch die unerschöpfliche Heilkraft der Natur auch wieder zu lindern suchen, so reich schüttete deren Füllhorn seine Schätze jetzt aus. Schon zu Ostern, wo in anderen Jahren mitunter der Schnee noch die Felder hoch bedeckte, fing es diesmal bereits zu grünen und zu blühen an, die jungen Saaten standen in vielversprechender Ueppigkeit, und der Wald begann schon sich in sein

duftig grünes Gewand zu hüllen, wie ein schöneres auf Erden nimmer gefunden werden kann. An den Spitzen der Büsche zeigten sich aufbrechende Knospen, und die Weiden an den Rändern der Bäche waren bereits über und über mit jenen kleinen weißen sammetweichen Blätterhülsen, welche das Volk bezeichnend „Schäfchen“ nennt, bedeckt. „Grüne Ostern“ gehören hier oben in Norddeutschland, wo die Witterung rauh, und das Frühjahr sehr verspätet eintritt, zu den allerseltensten Ausnahmen. In diesem Jahre gab es in der That aber ein so schönes grünes Ostern, wie sich sonst mitunter das Pfingstfest nicht einmal zeigt. Es war aber auch die einzige Freude, welche dies Ostern den schwer geprüften Bewohnern Mecklenburgs bringen konnte. Im ganzen Lande stand eine starke Besatzung Wallenstein'scher Truppen, und überall spielten die Soldaten die übermüthigen Herren. Zwar erließ der Heerführer wiederholt die geschärftesten Befehle, daß seine Soldaten die strengste Mannszucht beobachten, und die Bewohner des Landes möglichst wenig belästigen sollten, ja machte selbst die Obersten der Regimenter persönlich für den Schaden, der durch ihre Untergebenen entstehen würde, verantwortlich, allein trotzdem blieb die Last eine sehr große und

die Bedrückung eine überaus harte. Die Soldateska in jener Zeit überhaupt, und nun gar im Friedländischen Heere, war roh und übermüthig, und nur zu leicht zu groben Excessen geneigt. Besonders die Officiere nahmen sich gern sehr viel gegen die Bevölkerung heraus und zeigten im Allgemeinen eine Rohheit der Sitten, wie unsere Gegenwart sie nicht mehr kennt. Was halfen dagegen alle noch so strengen Befehle des gefürchteten Feldmarschalls, ja auch wohl die harten Bestrafungen, die in einzelnen wenigen Fällen, welche zur Untersuchung gelangten, geschahen? Zwar kamen eigentliche Plünderungen oder gar Niederbrennungen von Gehöften, ja selbst ganzen Dörfern, wie solche in anderen Gegenden Deutschlands von den Friedländischen Soldaten nur zu häufig verübt wurden, in Mecklenburg nur äußerst selten jetzt vor, sonst aber war der Druck, der auf dem ganzen Lande lag, ein ungemein harter und wohl dazu geeignet, jeglichen Frohsinn seiner Bewohner zu verscheuchen. Der beste Platz am Tische seines Quartiergebers gehörte dem Soldaten, die wärmste Stelle im Stalle dessen Rosse, und dazu konnte der Bürger in der Stadt, der Bauer in seinem niederen Hause, ja selbst der Edelmann auf seinem Rittergute noch sehr froh sein, wenn

die bei ihm einquartierte Soldateska sich mit diesen Vorzügen begnügte, nicht gewaltsam die Hand nach seinen anderen Besitzthümern ausstreckte, und vor Allem nicht gar die Unschuld und Frauenwürde seiner Tochter oder Ehehälfte durch schamlose Angriffe dagegen kränkte, ja selbst vernichtete. Besonders in dieser Hinsicht erwarben sich die vielen Italiener, Spanier und Wallonen, welche in den jetzt in Mecklenburg cantonirenden Wallenstein'schen Regimentern dienten, einen überaus schlimmen Ruf, wenn sie sich sonst auch in Bezug auf Speise und Trank genügsamer zeigten, als dies bei den Böhmen und Deutschen und gar bei den Bayern, welche stets die schlechteste Einquartierung bildeten, der Fall war.

Aber mehr noch als selbst der augenblickliche Druck der Einquartierung, so schwer dieser auch immerhin war, quälte die Sorge um die politische Zukunft des Landes besonders den gebildeten Theil der Bevölkerung Mecklenburgs. Der harte Schlag, der zwar schon öfters gefürchtet, den man aber noch immer abzuwenden gehofft hatte, war jetzt geschehen, das kaiserliche Patent, welches die Thronentsetzung der beiden Herzöge und die Verleihung des Herzogthums an Wallenstein verkündete, im Lande publicirt worden. Die Kaiser-

lichen und Wallenstein'schen Civilcommissäre Walmerode, Lüder und Niemann, denen die Obersten Altringer und Saint Julien beigegeben waren, hatten am 11. März eine General- und Special-citation an die Ritterschaft und Städte der Gesammtlande erlassen, bei Verlust ihrer Lehen und anderen Güter am 23. März in Güstrow zur Huldigung des vom Kaiser ernannten neuen Herzogs zu erscheinen. Ueberall war diese Citation angeschlagen, und auf sämmtlichen Kanzeln des Landes hatte sie verlesen werden müssen. Da ballte sich vor Zorn wohl manche kräftige Faust, und die bitteren Thränen des Ingrimms rannen über gar viele bärtige Männergesichter, denn von jeher bis auf unsere Gegenwart haben die Mecklenburger mit unverbrüchlicher Treue zu ihren uralten, rechtmäßigen, so eng mit ihnen verwachsenen Fürstengeschlecht gehalten. Zwar hatten die beiden Herzöge Johann Albrecht und Adolph Friedrich gegen diesen eigenmächtigen Eingriff in ihre landesherrlichen Rechte eine feierliche Protestation eingelegt, allein es war dies, wie vorauszusehen, ein gänzlich vergeblicher Schritt geblieben. Was kehrte sich wohl ein Kaiser Ferdinand und die ihn beherrschende jesuitische Partei an die Rechte eines protestantischen Fürstenhauses in Norddeutsch-

land, wie war ein Mann von dem Ehrgeiz und den bedeutenden geistigen Gaben, wie solche Wallenstein besaß, wohl dazu geneigt, den schönen, so lange von ihm ersehnten Besitz des Herzogthums Mecklenburg, der ihm nach schweren Kämpfen endlich verliehen war, leichten Kaufes wieder herauszugeben?! Die beiden Herzöge erwarteten selbst keine besonderen Folgen von dieser Protestation, und hatten diesen Schritt auch nur gethan, um für alle späteren Zeiten, und wenn vielleicht für die Zukunft sich ihr Geschick wieder günstiger gestalten sollte, ihre Rechte gewahrt zu haben. Andere Waffen als diese Protestation besaß man aber jetzt nicht in Mecklenburg, um sich diesem drohenden Geschicke zu entziehen. Die Heere der protestantischen Fürsten des niedersächsischen Kreises, des Grafen von Mansfeld, des Herzogs Ernst von Weimar und des muthigen Königs Christian von Dänemark waren durch die überlegene Feldherrnkunst des Grafen Tilly, des Befehlshabers der Truppenmacht der katholischen Liga, und der noch größeren des Herzogs von Friedland überall gänzlich geschlagen und großentheils zersprengt worden. So befand sich denn jetzt im ganzen weiten deutschen Reiche keine einzige Truppenmacht mehr, welche den kaiserlichen Heeren nur im

entferntesten gewachsen war, und Gustav Adolph, der Schwedenkönig, auf dessen Hülfe man schon so lange mit der äußersten Sehnsucht gehofft hatte, war leider noch immer nicht erschienen. So war denn jetzt eine schwere, recht schwere Zeit, wie unser jetziges Geschlecht solche niemals gekannt hat, in Mecklenburg eingetreten, und so schön der Frühling bereits zu grünen und blühen begann, und so verschwenderisch sich auch die Natur von Tag zu Tag mit der Fülle ihrer Reize schmückte; es gab doch nur wenige vereinzelte Menschen, die sich mit frohem, ungetrübtem Sinn daran zu erfreuen vermochten.

Bei dem Mann, der jetzt im langsamen Schritt seines Rosses durch die üppigen Saatfelder dem schon mit einem leisen grünen Frühlingshauch überzogenen Walde zuritt, schien auch keine sonderlich frohe Stimmung zu herrschen. Tief sinnend war sein Haupt vorn auf die Brust gesenkt, und nachlässig ruhte die Hand mit dem Zügel auf dem Knopfe des hoch aufgebauschten Sattels. Sein mächtiger Hengst von kolossalen Gliedern bedurfte der Führung auch weiter nicht, denn ruhig schritt das edle Thier auf dem schmalen Fußsteige, der durch die Saaten dem Walde zuführte, dahin, und schien es von selbst zu wissen,

daß es das tiefe Nachdenken seines Herrn durch keine muthwilligen Sprünge stören dürfe. Eben so ruhig und gemessen trabte auch der schwarzgraue Wolfshund, gleich dem Hengst ein Thier von seltener Stärke und Schönheit in seiner Gattung, voran, und blickte sich mitunter nur mit seinen klugen Augen ruhig nach dem Rosse um, zu sehen, ob dies ihm auch stets folge, ohne wie sonst durch lautes Bellen und hohe Freudensprünge seine Freude über den Ausflug in das Freie zu äußern. Der Reiter war der uns schon von früher bekannte Erb- und Gerichtsherr von Rechow auf Alt-Rechow, der jetzt über sein Feld seinen Waldungen zuritt, wie er dies alltäglich zu thun gewohnt war. Die anderthalb Jahre, seit wir den Gutsherrn zuletzt auf seinem Hofe sahen, hatten äußerlich wie innerlich eine überaus große Veränderung in ihm erzeugt. Schwerer, als vielleicht Jemand im ganzen Lande, war Herr von Rechow von dem Unglück, welches über Mecklenburg jetzt hereingebrochen war, berührt worden, und tiefer brannte die Schmach, die den Landständen dadurch angethan war, daß man sie jetzt nach Güstrow berufen hatte, einem fremden böhmischen Fürsten den Huldigungseid zu leisten, in seiner Seele. War er doch ein echter und rechter mecklenburgischer Landedelmann jener Zeit durch

und durch, vom Scheitel bis zur Fußsohle, und da kein Blutstropfen, der nicht echt mecklenburgisch war, ihm durch die Adern rann, so kannte seine Seele auch keinen andern Gedanken, als die Liebe zu seinem Vaterlande, die Treue gegen seinen rechtmäßigen, angestammten Fürsten, und die Ehre seines Standes wie seiner eigenen Familie. Wie tief mußte gerade einen solchen Mann das Unheil, welches über Alles, was ihm lieb und theuer war, jetzt mit so ungezügelter Gewalt hereinbrach, erschüttern! Schon seit dem Besuche, den ihm damals der Ritter von Buggenhagen aus Vorpommern machte, war eine düstere Ahnung von dem schweren Unglück, welches das Land treffen würde, immer mehr und mehr in ihm aufgestiegen. Von jenem Tage an hatte bange Sorge seinen sonst so heitern, fröhlichen Sinn getrübt, und schwere Befürchtungen ihm oft den Schlummer vom nächtlichen Lager gescheucht; ein Vorkommniß, das er selbst früher kaum für möglich gehalten. Mit dieser Befürchtung für das Wohl seines Vaterlandes war auch eine völlige Umänderung seines ganzens Wesens eingetreten. Früher hatte er als wohlhäbiger, sorgenloser Landedelmann so ziemlich ohne weitere Bedenken froh in den Tag hineingelebt und nach der damaligen Sitte der Zeit dem

vollen Becher nur zu oft und zu reichlich zugesprochen. Obgleich sein riesiger Körper ungeheure Massen der stärksten geistigen Getränke, die jeden Andern zu Boden geworfen hätten, ziemlich spurlos zu vertragen vermochte, war doch ein Rausch, oder wenigstens ein Räuschlein ein sehr gewöhnliches Ereigniß, das sich allwöchentlich einigemal bei ihm zu wiederholen pflegte, gewesen. Des Rechowers starke Faust, womit er einst einen wüthenden Stier, der sich losgerissen, am Horne gepackt und so lange zur Stelle gehalten, bis die herbeieilenden Knechte ihn wieder gefesselt hatten, und des Rechowers Kehle, durch welche ein Dutzend Flaschen starker Rheinwein ziemlich spurlos rinnen konnten, hatten im ganzen Lande Mecklenburg ja eine damals sprüchwörtliche Berühmtheit erlangt gehabt. Seit aber das Unglück über das Land immer mehr hereinbrach, war er allmälig immer mäßiger und mäßiger geworden. Er hatte sich zuerst die großen Trinkgelage abgewöhnt, später aber selbst von Woche zu Woche seltener nur den Becher mit Wein an den Mund gesetzt. An dem Tage aber, da er erfahren, daß der Kaiser Ferdinand den Herzog von Friedland mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt habe, trank er seinen letzten Becher Wein. Mit fester Stimme hatte er damals im Kreise sei-

ner Familie und sonstigen Hausgenossen einen feierlichen Eidschwur geleistet, daß kein Tropfen Wein seine Lippen jemals wieder berühren solle, bis der aufgedrungene Herzog mitsammt seiner übermüthigen Soldateska wieder aus Mecklenburg verjagt, und das Land seinem alten, rechtmäßigen Fürsten zurückgegeben sei. Seit jener Zeit trank der Rechower nur selbstgebrautes Bier, und das auch nur mäßig und in solcher Menge, wie sein riesiger Körper es nun einmal dringend zu seiner Ernährung bedurfte. Ward sein Keller doch ohnehin schon nur zu oft geleert, denn die häufige Einquartierung von Wallenstein'schen Truppen, die seit dem letzten Jahre oft Wochen, ja selbst Monate lang auf dem Gutshofe zu Alt-Rechow hausten, wußte schon dafür zu sorgen, daß der Wein in den Fässern nicht allzu alt wurde. Auch sonst war der Ritter jetzt ein äußerst sparsamer Mann geworden, der im Gegensatz zu seiner früheren Freigebigkeit seine Ausgaben nur auf das Allernothdürftigste beschränkte. Theils war diese Sparsamkeit freilich auch dringend geboten, denn die Einquartierung und die anderen Kriegslasten drückten schwer auf die Rittergutsbesitzer, die Einnahmen für verkaufte Gutsproducte wurden dagegen immer geringer, theils aber wollte er auch Ersparnisse

machen. Was er früher in seiner leichtlebigen Weise stets verschmäht hatte, that er jetzt, nämlich wo möglich Ueberschüsse an baarem Gelde zu erzielen, und diese dann ängstlich, wie der Hamster seinen Wintervorrath, bei Seite zu bringen. Auch sein schweres Silbergeschirr und seine sonstigen Kleinodien hatte der Gutsherr jetzt nach und nach heimlich aus dem Hause gebracht und durch Zinngeräth ersetzt. Wo er aber alle diese Schätze verwahrte, und zu welchem Zwecke er sie sammelte, wußte Niemand. Es war dies sein tiefstes Geheimniß, welches er keinem seiner Hausgenossen, und selbst nicht einmal seiner Tochter Louise, die doch sonst sein meistes Vertrauen besaß, anvertraute. Seine brave Hausfrau, die ohnehin schon lange das Siechbett hüten mußte, hatte Herr von Rechow vor Jahresfrist zur Erde bestattet, und seitdem führte Louise als älteste Tochter die Aufsicht über die Wirthschaft.

War in seiner ganzen Lebensweise und in seinem Innern mit dem Gutsherrn in dem letzten Jahre eine sehr bemerkliche Veränderung vorgegangen, so hatte sich auch sein Aussehen ungemein verändert. Sorge und Nachdenken hatten ihm sein graues Haar noch mehr gebleicht, die früher so glatte Stirn gefurcht und die vollen rothen Backen weißer und magerer gemacht. So hatte sein Ge-

sicht einen zwar ungleich älteren, dafür aber auch thatkräftigeren und geistig entschiedeneren Ausdruck als früher, wo die rohe Sinnlichkeit wohl etwas zu sehr darin ausgedrückt lag, der Fall war, angenommen. Eben so war sein Körper zwar sehr abgemagert, schien aber, was er an Fülle der Glieder verloren hatte, an deren Kraft wieder gewonnen zu haben. Er ging jetzt rascher, trug sich aufrechter, schwang sich gewandter in den Sattel, und liebte mehr schneller zu reiten, als dies Alles früher bei ihm der Fall gewesen war. Selbst sein Leibroß, der edle Hengst, den er stets ritt, schien von dieser Veränderung seines Gebieters mit berührt zu werden. Das kräftige Thier sah jetzt ungleich magerer und abgenutzter als früher aus, denn einen guten Theil seiner Zeit verbrachte Herr von Rechow im Sattel. Theils war er ungleich thätiger, seine weit ausgedehnte Wirthschaft selbst zu überwachen, als dies früher in seiner sorglos bequemen Weise wohl häufig der Fall gewesen sein mochte, theils machte er aber auch größere und kleinere Ritte weit in das Land hinein zu befreundeten Gutsbesitzern und Standesgenossen, die ihn oft acht Tage und noch länger von Alt-Rechow fern hielten. Kein bloßes Vergnügen, wie früher der Fall, war jetzt der Zweck dieser Ritte, und nicht

Trinkgelage, Würfelspiel oder Jagd, was ehemals die Hauptbeschäftigung der Landedelleute bei derartigen Besuchen gewesen war, füllte jetzt deren Zeit aus. Die Zeiten waren zwar schwerer und sorgenvoller, aber die Menschen in ihr auch dafür ernster, thatkräftiger und selbstvertrauender geworden; das war der große Gewinn, den Mecklenburg aus dieser großen Prüfung, die jetzt über das Land hereingebrochen war, zog, und die manches Unheil reichlich wieder aufwog. Wird man in der Geschichte aller Zeiten und Nationen doch stets die gleiche Erfahrung machen, und ist es oft für ein Volk, welches längere Zeit sich einer ungestörten Ruhe hingeben durfte, und dadurch nur zu leicht in Trägheit, Ueppigkeit und Intoleranz versank, von wohlthätigen Folgen, wenn es durch Kriege oder andere Unglücksfälle gewaltsam daraus hervorgerüttelt wird. Gefahr und Noth und schwere Bedrängniß stählen nicht allein die Kraft des einzelnen Menschen, sondern mehr noch die eines ganzen Volksstammes, der davon betroffen wird, und so schwer sie auch oft auf der Gegenwart lasten mögen, so reichen Gewinn zieht die Zukunft doch daraus; dies hat die weise Fürsorge des Schöpfers in seiner Allgüte für das Menschengeschlecht dieser Erde eingerichtet.

Der Zweck, den der Rechower, denn so ward er allgemein von seinen Standesgenossen in Mecklenburg damals genannt, und so wollen wir auch fernerhin ihn nur hier nennen, bei diesen häufigen Ritten nach den mecklenburgischen und pommer'schen Gutshöfen in der Nähe und Ferne verfolgte, war lediglich ein politischer. Er suchte, so weit dies in seinen Kräften lag, die Einheit unter den verschiedenen Mitgliedern der pommer'schen und mecklenburgischen Ritterschaft möglichst herzustellen, und diese dann im Verein mit den Städten zu einem gemeinsamen kräftigen Widerstand gegen Wallenstein und seine Herrschaft anzureizen. Im Einzelnen hatten seine rastlosen Bestrebungen zwar den gewünschten Erfolg, im Großen und Ganzen aber fehlte ungemein viel, daß er sein Ziel erreichte, und immer mehr mußte die Hoffnung bei ihm schwinden, daß dies jemals der Fall sein würde. Zwar gab es unter der pommer'schen wie mecklenburgischen Ritterschaft gar manche kühne und thatkräftige Männer, denen das Herz auf dem rechten Flecke saß, die gern zur Opferung von Haus und Hof bereit waren, wenn es galt, den gemeinsamen Feind zu vertreiben, und die nichts sehnlicher wünschten, als das Streitroß zu besteigen und mit dem blanken Schwert in der kräftigen Faust

auf die so bitter gehaßten Feinde ihrer Kirche, Fürsten und Unabhängigkeit des Landes loszuschlagen. Ungleich größer als die Zahl dieser wahren Ehrenmänner und echten Ritter sonder Furcht und Tadel war aber der Haufe der Gleichgültigen, der kleinlichen Egoisten oder auch der Furchtsamen. Dieser hätte solche Einwendung zu machen, jener wieder andere. Der Eine konnte nicht an einem bewaffneten Aufstande theilnehmen, weil sein Gutshof dem Angriffe der Feinde zu sehr ausgesetzt lag, dem Zweiten fehlte es an Geld, denn ihm war eine Hypothek ohnehin schon gekündigt, und er wußte so nicht, wie er solche auftreiben sollte, während der Dritte wieder durch persönliche Krankheit oder durch Unglücksfälle in seiner Familie von einer thätigen Theilnahme abgehalten wurde. Dazu kam die gewaltige Furcht, welche Wallenstein und seine Heerschaaren durch ihre letzten großen Siege wieder überall verbreitet hatten, und die es bei vielen, sonst persönlich ganz muthigen Männern als ein tollkühnes Wagniß, welches blos unabsehbares Unglück über das Land herbeiführen würde, erscheinen ließ, wenn man nur den Versuch eines bewaffneten Widerstandes dagegen zu unternehmen wagen sollte. Man müsse sich nun einmal mit Ergebung in das Unvermeidliche fügen und in

Ruhe abwarten, was das Schicksal weiter bringen werde, und ob sich nicht die Umstände mit der Zeit günstiger gestalteten, hieß es bei Vielen. Auch an Eifersucht und kleinlichem Neid, wie dies stets der Fall sein wird, wenn eine Menge von Menschen aus freiem Antrieb und ohne dazu befohlen zu sein, gemeinsam handeln sollen, fehlte es jetzt nicht. Die Ritterschaft und die Landschaft der Städte waren in Mecklenburg ohnehin von jeher nicht sonderlich einig gewesen, und die vielen kleinlichen Spaltungen, die in den Ansichten ihrer Vertreter herrschten, zeigten sich auch jetzt wieder recht bemerklich. Auch zwischen den Pommern und Mecklenburgern, so verwandten Stammes sie auch sonst sind, trat die Eifersüchtelei, die man zwischen Grenznachbarn nur zu häufig finden wird, jetzt, da es zu einem gemeinsamen Handeln gehen sollte, recht störend hervor. Da der Herzog Boguslaw von Pommern, ein persönlich schwacher und unbedeutender Mann, der sich auf das kläglichste dem Kaiser unterworfen und demüthig um Gnade gebettelt hatte, vorläufig wenigstens seines Thrones noch nicht entsetzt war, so meinten Viele von der pommer'schen Ritterschaft, es ginge sie weiter nicht sonderlich an, was in Mecklenburg geschehe, und es sei unverständig von ihnen, wenn

sie jetzt an einem Kampfe gegen den Kaiser auf's Neue theilnehmen würden, blos weil dieser die ihnen doch fremden Herzöge von Mecklenburg verjagt habe. Vergebens suchten der Rechower und Buggenhagen und noch mehrere andere wacker gesinnte Mitglieder der pommer'schen Ritterschaft auseinander zu setzen, daß mit der Vertreibung der Herzöge von Mecklenburg nur ein Anfang der kaiserlichen Willkür und der gewaltsamen Ausrottung des Protestantismus in Deutschland gemacht sei, und bald noch andere Gewaltthätigkeiten nachfolgen würden, wenn man jetzt nicht mit vereinten Kräften und mit Hintansetzung aller kleinlichen provinziellen Eifersüchtelei dem gemeinsamen Uebel entgegen zu treten versuche. Sie predigten nur tauben Ohren, und mit Ausnahme von Stralsund unterwarf sich ganz Pommern immer mehr der kaiserlichen Willkürherrschaft, ohne nur den mindesten Versuch des Widerstandes dagegen zu machen. Auch die Eifersucht, die hier oben an der Ostsee zwischen den zum alten Hansabunde gehörenden Seestädten Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund, die stets besondere Privilegien gehabt hatten, und den übrigen Landstädten herrschte, trat einem gemeinsamen kräftigen Handeln sehr störend in den Weg. So sahen

denn der Rechower und mehrere andere mit ihm verbündete Patrioten der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft sehr bald ein, daß die Hoffnung, hier an der Ostsee einen kräftigen bewaffneten Aufstand gegen die Wallenstein'sche Tyrannei zu organisiren, gänzlich aufgegeben werden müsse. Es hatte dies besonders dem Rechower manche schlaflose Nacht gekostet, und manch kräftiger Fluch über solche Schlaffheit war über seine Lippen gekommen. Konnte er jedoch keinen bewaffneten Kampf gegen die Truppen Wallenstein's organisiren, wie er so gern gethan hätte, so suchte er wenigstens den passiven Widerstand gegen dessen Herrschaft unter seinen Landsleuten möglichst zu befestigen. Hierin waren seine Bemühungen denn auch ungleich glücklicher, und wenn in Mecklenburg sich auch keine Hand zum Kampfe gegen die aufgedrungene Fremdherrschaft regte, so traf solche doch auch nicht die mindeste Unterstützung. Zwar versuchten die Wallenstein'schen Commissäre, und besonders der eben so gewandte wie unermüdlich thätige Oberst Saint-Julien, gemäß der ihnen ertheilten Anweisungen, es auf jegliche Weise, die Zuneigung der Bevölkerung des Landes für den neuen Herrscher zu gewinnen, allein bisher war dies fast ohne den mindesten Erfolg geblieben.

Man hatte mehreren Mitgliedern der Ritterschaft sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht, in den Dienst des neuen Herzogs zu treten, oder Hofämter oder Officiersstellen im Heere anzunehmen, allein nur einzelne Wenige waren hierauf eingegangen. Der Herzog hatte ferner gewünscht, vierundzwanzig Junker von mecklenburgischem Adel möchten unter sehr vortheilhaften Bedingungen als Edelknaben in seinen Hofstaat eintreten, allein nur fünf hatte man im ganzen Lande auftreiben können, und von diesen waren drei die Söhne sehr verschuldeter, dem Bankerotte naher Rittergutsbesitzer, die beiden anderen gehörten aber fremden, eingewanderten Familien an. Auch in den Städten war der passive Widerstand gegen die aufgedrungene Fremdherrschaft sehr groß, und selbst wenige Advocaten gaben sich dazu her, ihre Federn der Wallenstein'schen Sache zu verkaufen, oder gar in seine Dienste zu treten. Alle Mecklenburger aber, welche freiwillig sich dem neuen Herzoge anschlossen und mehr für dessen Sache thaten, als sie unumgänglich mußten, traf die tiefste Verachtung ihrer Standesgenossen und Mitbürger. Niemand wollte mit solchen Abtrünnigen mehr verkehren, als er dies nothwendig mußte, und selbst frühere Freundschaftsbündnisse oder verwandtschaftliche Ver-

hältnisse lockerten sich auf, wenn ein Mitglied zur Wallenstein'schen Partei übertrat. Selbst die untersten Stände, so dumpf und sich um keine weiteren politischen Verhältnisse kümmernd sie damals auch in Mecklenburg vor sich hinlebten, nahmen an dieser allgemeinen Abneigung Antheil. Kein mecklenburgischer Dienstbote trat freiwillig in die Dienste eines fremden Officiers oder Beamten, und diese mußten alle Dienstleistungen entweder gewaltsam erzwingen, oder sich fremder Leute dazu bedienen. Gerade in diesem nachhaltigen passiven Widerstande zeigte sich die ganze Zähigkeit des niederdeutschen Volkscharakters sehr bezeichnend. Auch das schöne Geschlecht, welches sich sonst so leicht und gern für die Huldigungen fremder ritterlicher Kriegsmänner in ihrer bunten, phantastischen Waffentracht empfänglich zeigt, betheiligte sich in höchsten Grade an dieser Volksstimmung. Mochten die jungen Wallenstein'schen Officiere auch noch so gewandt und galant sich benehmen, und in ihrer ganzen äußeren Erscheinung entschieden den sehr häufig etwas plump und unbeholfen auftretenden mecklenburgischen Landjunkern überlegen sein, es wollte ihnen doch nur in den allerseltensten Ausnahmefällen gelingen, sich in süßer Minne die Herzen der Frauen und Jungfrauen des Lan-

des zu gewinnen. Wenn Wallenstein gehofft hatte, in dieser Weise seine Herrschaft in Mecklenburg zu sichern und eine allmälige Verschmelzung der fremden Elemente seines Heeres mit der einheimischen Bevölkerung anzubahnen, so hatte er bisher wenigstens sich hierin gründlich verrechnet. Selbst die vollbusigen, von Kraft und Gesundheit strotzenden Bauermädchen, so gern sie sich auch sonst der Liebeslust hinzugeben pflegten, wollten doch nur selten etwas mit den fremden Soldaten zu thun haben, und zeigten sich im Allgemeinen ausnehmend spröde gegen diese. Solchen passiven Widerstand aber auf jegliche Weise fördern zu helfen, war nun mit die eifrigste Sorge des Rechowers, der er unermüdlich fast seine ganze Zeit widmete.

Auch als er jetzt an diesem schönen klaren Frühlingsmorgen in tiefem Nachdenken durch die grünenden Saatfelder seiner Besitzung ritt, sein Ohr auf den süßen Gesang der Hunderte von Lerchen, welche, hoch oben im blauen Aether schwebend, aus voller Brust in die klare, weiche Luft ihr Loblied ertönen ließen, kaum lauschte und sein Auge gleichgültig über diese vielen Reize der neu erwachenden Schöpfung hinschweifte, sann er wieder darüber nach, auf welche Weise man

der aufgedrungenen Fremdherrschaft seines Vaterlandes den meisten Abbruch zufügen könne. Es ward dies schon immer schwieriger, denn gleich einem eisernen Netze mit unzerreißbaren Maschen überzogen starke Besatzungen Wallenstein'scher Truppen alle Städte und Aemter Mecklenburgs. Auch waren die neuen Commissäre bereits auf die Thätigkeit des Rechowers aufmerksam geworden, und hatten ihn von geheimen Spionen umgeben lassen. Von warmen Freunden war ihm schon wiederholt die wohlgemeinte Warnung zugekommen, daß er sich der größten Vorsicht befleißigen möge, wenn er nicht das Schlimmste befürchten wolle. Daß Truppenabtheilungen sich des einen oder andern Mannes, dessen Thätigkeit den Wallenstein'schen Behörden unbequem war, plötzlich bemächtigten, um ihn dann in strenger Haft nach Böhmen auf das eine oder andere Bergschloß zu führen, waren Fälle, die in der letzten Zeit an der ganzen deutschen Ostseeküste nur zu häufig vorkamen. Hatte man nun auch zwar dem Rechower persönlich noch weiter nicht viel zugefügt, so war sein Hof doch schon wiederholt auf längere oder kürzere Zeit mit mehr oder minder starker Einquartierung belegt worden. Auch eine Haussuchung war schon bei ihm gehalten worden, und obgleich man

sonst nicht das Mindeste bei ihm entdeckt hatte, ließ doch der dabei befehlende Officier ihm alle Waffen bis auf sein eigenes Schwert und Jagdzeug wegnehmen. Der Tag, an dem dies geschah, und fremde Söldner ohne Weiteres bis in das Innerste seines Hauses drangen, um solches vom Keller bis zum Boden genau zu durchsuchen, war der schwerste, den der alte Rechower bisher in seinem ganzen Leben noch ertragen hatte. Und als nun der dabei commandirende Officier, ein roher Wallone, mit spöttischen Worten seine ganze Rüstkammer, bisher sein und seiner Freunde Stolz, in Kisten packen und nach Güstrow abführen ließ, und dabei meinte, ein mecklenburgischer Landedelmann brauche eigentlich keine andere Waffen als höchstens ein Schießrohr, um die Hasen aus seinem Kohlgarten zu verjagen, und einen Hirschfänger, um ein Wild damit abzufangen, da schwoll die Zornader in seinem Antlitz so gewaltig, daß fast ein Schlagfluß zu befürchten gewesen wäre. Hätte seine kluge Tochter Louise, die glücklicherweise dabei im Zimmer anwesend war, ihn nicht schnell beruhigt, so wäre der Officier sogleich von ihm inmitten seiner Soldaten erschlagen worden, ohne daß er die weiteren Folgen solcher That bedacht, so sehr ward sein Stolz verletzt, daß er, der freie,

unabhängige mecklenburgische Edelmann, sich solche Worte auf seinem eigenen Grund und Boden sagen lassen mußte. Noch grimmiger war wo möglich seitdem sein Haß gegen diese ganze Wallenstein'sche Herrschaft und deren Helfer und Helfershelfer geworden. Jetzt hatte er am gestrigen Tage wieder eine Ladung erhalten, in der ihm unter Androhung strenger Strafen und bei Verlust seiner Güter unabweigerlich anbefohlen ward, am 29. März persönlich in Güstrow zu erscheinen um dort seinen Unterthaneneid bei den fremden Commissären abzulegen. Noch war er im Zweifel darüber, was er hierbei thun, und ob er nach Güstrow gehen oder, selbst das Schlimmste erwartend, wegbleiben solle, und dieser Zweifel war es besonders, der jetzt alle seine Gedanken so sehr fesselte, daß er kaum auf seine weitere Umgebung achtete.

Ohne des lenkenden Zügels weiter zu bedürfen, war der kluge Hengst mit sicherem Tritt auf dem schmalen Fußwege fortgeschritten und dann rechts in den Wald eingebogen. Auch jetzt noch achtete der Rechower kaum auf das, was ihn umgab, in solch' tiefes Sinnen war er versunken. Und doch war der Wald in seinem ersten Frühlingsgrün jetzt so unbeschreiblich schön, und ein

unnennbarer Duft, der das Herz jedes Menschen mit einem Wohlbehagen erfüllen mußte, quoll aus allen Bäumen, Sträuchern und Gräsern hervor. Und mit welch' vollem Chor begrüßten die zahllosen gefiederten Bewohner des Gehölzes, die in diesem so außergewöhnlich vorzeitigen Frühling schon alle in voller Thätigkeit waren, den Eindringenden! Ein weit über den engen Pfad reichender Baumast streifte plötzlich ziemlich unsanft den Kopf des unaufmerksamen Reiters, und riß ihm den grauen Hut vom Haar, so daß er dadurch aus seinem Hinbrüten geweckt wurde. — „Ho, ho, schon bald bei der Mahleiche, ohne daß ich darauf geachtet habe," rief er auffahrend, als sein kundiger Blick die Gegend sogleich erkannte. So wie der große Wolfshund übrigens den fallenden Hut bemerkt hatte, schlug er sogleich laut, aber kurz an, und der kluge Hengst, der dieses Zeichen seines treuen Gefährten sehr wohl kannte, blieb auf der Stelle ruhig stehen. Ohne daß es nun weiter eines Winkes seines Herrn bedurft hätte, ergriff der Hund den Hut mit den Zähnen, richtete sich dann hoch auf, sich dabei mit den Vorderfüßen an der Brust des Pferdes stützend, und hielt so dem Reiter die verlorene Kopfbedeckung hin, so daß dieser sie bequem ergreifen

und aufsetzen konnte, ohne seinen Sitz im Sattel zu verlassen. „Recht so, mein Greif, Du bist nicht allein viel treuer, sondern in der That auch viel klüger als gar manche Menschen," rief wohlgefällig der Rechower, sich tief niederbeugend, um den Kopf des immer noch auf den Füßen aufrecht stehenden klugen Hundes mit der Hand streicheln zu können. Einen ersichtlich guten Einfluß schien dieser kleine Vorfall auch auf seine Stimmung auszuüben; denn sein bis dahin so düsteres Gesicht wurde von jetzt an ungleich freundlicher.

„Wollen einmal sehen, ob der Alte hier vielleicht in der Nähe ist, so daß ich den weiteren Weg nach seiner Wohnung dann sparen könnte," sprach er halblaut zu sich, nahm dann ein kurzes Hüfthorn, das an einem Lederriemen über der Schulter hing, an den Mund, und blies ein kurzes, eigenthümliches Signal darauf. Nicht lange dauerte es, so ertönte ein gleiches Signal in einiger Entfernung links aus dem Walde. „O, der Klas ist da, und so kann ich ihn denn hier abwarten," murmelte Rechow, und seinem Hengst den Zügel nachlassend, so daß dieser sich die ersten grünen Zweige von den Büschen mit der Schnauze

abbeißen konnte, blieb er mit bequem übergeschla= genen Armen ruhig im Sattel sitzen.

Nicht lange dauerte es, so kam der alte, uns bekannte Forstwart Klas mit rüstigen Schritten mitten aus dem Gebüsch auf seinen Herrn zu. Der lange, bis weit] auf die Brust daniederwal= lende Kinn= und Schnauzbart des Alten, wie auch seine borstigen Augenbrauen und das wirr un= ter der Mütze von braunem Otterfell hervor= hängende Haupthaar schienen noch weißer von Farbe geworden zu sein; sonst sah der Alte noch eben so kräftig und zu jeder Anstrengung bereit aus, als wie wir ihm vor anderhalb Jahren zum letzten Male hier im Walde begegneten. Ueber der Schulter hängend trug er einen geschossenen einjährigen Frischling, doch schien dessen Last ihm nicht im mindesten beschwerlich zu fallen, so leicht war sein Gang, und gerade seine Haltung. Sein Anzug war noch unverändert der frühere.

„Oho — Alter, schon so frühe hast Du einen stattlichen Braten geschossen,“ begrüßte der Recho= wer den alten, treuen Diener„ der zwar respect= voll beim Anblick seines Herrn die Mütze abnahm, sonst aber gegen diesen eine ungezwungenere Ver= traulichkeit zeigte, als die Sitte jener Zeit im

Allgemeinen solche zwischen einem Jagdvogt und seinem Gutsherrn gestattete.

„Ja, Herr Ritter, und es ist ein schönes, feistes Thier, welches wohl aus Pommern in unser Revier herübergekommen sein wird. Befehlt Ihr, daß ich Kopf und Hinterviertel später durch den Jungen nach dem Hofe sende?“ antwortete Klas, dabei an das Roß herantretend und dem Reiter die Hand gebend. Freundlich wedelnd sprang auch der große Wolfshund an den ihm bekannten Forstwart heran, und selbst das Roß schien ihn durch ein leises Wiehern begrüßen zu wollen.

„Höre, Klas, ich bringe wieder einen Beutel mit zweihundert Thalern, um ihn in das Versteck zu legen. Ich habe kürzlich ein Paar Pferde verkauft, und denke, man kann in jetziger Zeit gar nicht baares Geld genug an sicherem Orte versteckt halten,“ sprach der Gutsherr — „Ist sonst etwas Neues im Walde vorgekommen?“

„Nichts von Bedeutung, Herr Ritter. Aus der Rostocker Haide scheinen gestern ein Paar Strolche herübergekommen zu sein, um bei uns zu wildern. Ich setzte ihnen aber gehörig nach, und da liefen sie schnell wieder auf das Rostocker Gebiet zurück, wohin Ihr mir verboten habt

nachzufolgen, sonst hätte ich leicht dem Einen oder dem Andern eine Kugel durch den Wanst jagen können," meldete der Jagdvogt in einem Tone, der bewies, daß er früher in Kriegsdiensten gestanden haben müsse.

„Nein, Klas, unter keiner Bedingung darfst Du das Rostocker Gebiet verletzen. Die Herren dort sind gewaltig eifersüchtig auf ihre Gerechtsame, besonders wenn es gegen die Ritterschaft geht, und mir ist sehr daran gelegen, daß gerade in jetziger Zeit das gute Einvernehmen zwischen Ritter- und Landschaft nicht gestört werde. — Was liegt am Ende auch viel daran, ob so ein Paar Rostocker Wilderer uns einen Rehbock hier wegbirschen, es laufen so noch genug von der Art umher," meinte der Rechower, indem er sich anschickte, aus dem Sattel zu steigen, wobei ihm der Forstwart den Bügel hielt. Sonderlich schien Letzterer übrigens nicht mit dieser Ansicht seines Herrn einverstanden zu sein, denn er murmelte verdrießlich in den Bart: „Der Herr Ritter sind nur stets zu weichmüthig gegen dies Wilddiebsgesindel. Erwische ich so einen Kerl auf unserem Revier, so brenne ich ihm gewiß eins auf den Pelz, daß er das Aufstehen schon vergessen soll."

Da das Reiten auf dem engen Waldpfade

jetzt zu unbequem wurde, so ging der Gutsherr rüstig zu Fuße weiter. Frei und ohne am Zügel geführt zu werden, folgte ruhigen Schrittes der mächtige Hengst hinterdrein. Das edle Thier schnappte dabei mitunter wie spielend und neckend nach dem zottigen Fell des vor ihm herlaufenden Wolfshundes, worauf Letzterer sich dann schnell umwandte und seinen steten Gefährten mit einem kurzen lustigen Gebell begrüßte. So konnten diese beiden in ihrer Art gleich edeln, klugen und schönen Thiere oft stundenlang ein lustiges Spiel miteinander treiben.

Wohl eine halbe Stunde mochten der Rechower und der Forstwart auf dem engen Pfade, der zuletzt immer verwachsener und unbetretener wurde, hinter einander gegangen sein, als sie auf eine freie Waldwiese, die jetzt schon im ersten frischen Grün des Frühlings gar prächtig schimmerte, anlangten. Eine mächtige, gewiß schon tausendjährige Eiche stand mitten auf derselbe.

„So, da sind wir bei unserer Schatzkammer, und wollen den alten Vorrath vermehren. Hier sucht so leicht Niemand meine Gelder," schmunzelte der Rechower, indem er dabei wohlgefällig eine schwere lederne Geldkatze, welche er unter seinem grünen Tuchwamms um den Leib trug,

abschnallte. Wie bei alten Bäumen häufig der Fall, so war auch in dem Innern dieser Eiche ein großes, tief bis an die Wurzeln hinunterreichendes Loch, welches im Innern künstlich noch mehr ausgeweitet war, so daß ein starker, großer Geldkasten von Eisen gerade seinen Platz darin fand. Es kostete viele Anstrengung, bis es den beiden kräftigen Männern gelang, diesen Kasten an seinen beiden Handhaben aus dem Loche zu ziehen und auf die Wiese zu setzen, wo der Gutsherr ihn dann aufschloß. Wohl an vierzehn- bis fünfzehnhundert Reichsthaler, alle in kleine Beutel geordnet, und ferner mehrere Kästchen mit silbernen Pocalen, Goldketten und anderen Werthsachen lagen gut verpackt in dieser Truhe. „So, schon wieder ein Beutel mehr, und will es Gott, so mache ich bald das zweite Tausend auch voll,“ meinte behaglich der Gutsherr, indem er das mitgebrachte Geld ebenfalls in einen kleinen Beutel abzählte, diesen zu den übrigen stellte und dann die Truhe wieder verschloß, die alsdann von den beiden Männern wieder sorgfältig in dem Baume verborgen wurde.

„Und was wollen der Herr Ritter denn eigentlich mit all' dem vielen Gelde hier *machen?*“ *frug* Klas.

„Alter Narr, bist so lange ein Kriegsknecht gewesen und weißt nicht, daß zum Kriegführen Geld gehört. So kann die Sache hier nicht mehr fortgehen, und auf eine oder die andere Weise muß es doch bald zum offenen Kampfe kommen. Sieh, ich glaubte erst, daß die Rostocker Kraft und Muth genug haben würden, dem uns aufgedrungenen Herzoge die Oeffnung ihrer Thore zu verweigern und sich für einen kräftigen Widerstand zu rüsten. Da hätte ich sie denn gern mit meinem Gelde dabei unterstützt, und wenn ich es auch eingebüßt, so wäre kein Schade darum gewesen, sobald nur der Zweck damit erreicht worden wäre. Allein den Rostockern ist auch das Herz in die Hosen gefallen; solche Männer, wie der edle Rathsherr Wullenweber, der noch zuletzt bis zum äußersten Widerstand ermahnte, giebt es nicht viele dort, die Partei der Furchtsamen und Kleinmüthigen, welche um ihre Pfeffersäcke und Häringstonnen besorgt sind, erhielt die Oberhand, und so hat Rostock sich dann jetzt entschlossen, einer Friedländischen Besatzung ohne weiteren Widerstand die Thore zu öffnen. Pfui der Schande, daß eine wohlbefestigte, mit Mauern, Thürmen und Gräben gut versehene Stadt es nicht wenigstens auf einen Kampf ankommen läßt!

Der wackere Rathsherr Wullenweber hat sich über diese Kleinmüthigkeit seiner Mitbürger jetzt auch so geärgert, daß er an einem schweren Gebreste auf dem Krankenbett darniederliegt. Schade um den Ehrenmann! Die in Stralsund da drüben scheinen sich aber jetzt mannhafter halten zu wollen, als die Rostocker. Sie haben bisher alle Anforderungen des Obersten von Arnim, eine kaiserliche Besatzung einzunehmen, hartnäckig abgewiesen, und sollen sich, wie es heißt, zum ernsten Widerstande rüsten. Kommt es da wirklich zum Kampfe, so will ich ihnen wenigstens mit meinem Gelde beistehen, wenn ich auch selbst zu alt bin, um in einer fremden Stadt noch Kriegsdienst zu nehmen. Ja, wenn wir hier in Mecklenburg uns rüsteten, da könnte ich wohl noch ein Fähnlein Reiter im freien Felde mit Ehren führen, aber dort in einer fremden Stadt hinter Wall und Mauer zu fechten, ist nicht mehr für mich. — Doch höre, Klas, wie sieht es denn mit dem Fischerboote des alten Hennings aus, ist es wohl seetüchtig, um damit um den Dars herum nach Stralsund segeln zu können. Das Friedländische Kriegsvolk hat den Damgartner Paß besetzt, und so möchte es schwer sein, jetzt zu Lande nach Stralsund zu kommen. Es ist doch gut, wenn

man sich auf alle Weise vorsieht," frug der Rechower.

„Weiß nicht, Herr Ritter — ich selbst habe das Boot von Hennings den Winter über nicht mehr gesehen," antwortete der alte Forstwart, der sich inzwischen eifrig bemüht hatte, alle Spuren, daß Menschen sich bei dem Eichbaume etwas zu schaffen gemacht hatten, sorgsam zu vertilgen.

„Nun denn, so laß uns einmal jetzt nachsehen, es ist besser, wenn man Alles selbst vorher besorgt, als später nicht damit in Ordnung ist. — Hält der Weg durch den Bruch?" rief der Gutsherr.

„Nicht gut, Herr Ritter. Zu Fuße kommen wir Beide wohl durch, aber mit dem Pferde möchte es nicht mehr gehen," antwortete der Forstwart.

„Hm — das ist schlimm, den Umweg über die Brücke möchte ich nicht gern machen, und so weiß ich mit dem Pferde nicht recht zu bleiben," sprach verdrießlich der Rechower.

„Wollen der Herr Ritter sich nur ein wenig gedulden. Der taube Junge streicht gewiß im Walde umher, ich will ihn aufsuchen, und der kann dann den Hengst an die Brücke führen, so daß der Herr Ritter bei der Rückkehr vom Fischer ihn dort gleich besteigen und dann geradewegs

nach dem Rechower Hofe zurückreiten können," meinte Klas.

„Recht so, mein Alter, Du hast stets den besten Rath; also pfeife den Jungen herbei," gab der Gutsherr seine Zustimmung, indem er sich inzwischen behaglich auf einen Baumstamm setzte und mit seinem Hengste spielte, der dicht an ihn herangetreten war und mit dem schönen, edlen Kopfe an seiner Brust herumschnopperte. Der Forstwart setzte nun den Finger an den Mund und that einigemal einen gellenden, weit in den Wald hineindringenden Pfiff. Nicht lange währte es, denn ein heiseres Geheul ertönte zur Antwort, und ungefähr zehn Minuten später kam der uns bekannte taubstumme Dienstjunge des Alten in Begleitung von zwei bis drei Hatzhunden, seine unzertrennlichen Begleiter, durch den Busch herbeigelaufen. Grimmig fletschten die Köter die Zähne, als sie den Wolfshund des Rechower erblickten, und auch dieser hob den Schweif empor, sein Haar sträubte sich, und knurrend ging er den neuen Ankömmlingen entgegen, gern bereit, sich trotz ihrer Uebermacht in einen wüthenden Kampf mit ihnen einzulassen. Mit einigen derben Knittelhieben scheuchte der Forstwart aber seine Thiere zurück und verhinderte die Beißerei. Der stumme

Junge war noch eben so wie früher in einen sackartigen Kittel von gröbster Leinwand gekleidet, und lief dabei barfuß, denn er hatte noch niemals Schuhe oder gar Strümpfe getragen, und sein, von der Sonne fuchsig gebranntes langes Haar hing wirr und verfilzt von dem Kopfe, auf dem noch nie eine Mütze gesessen hatte, herab. Er sah abschreckend häßlich und kaum einem menschlichen Wesen ähnlich, und auch das Leibroß des Gutsherrn schien förmlich Abscheu vor ihm zu empfinden, denn es schnob unwillig und sprang scheu zurück, als der Junge auf das Geheiß seines Herrn die Zügel erfassen wollte, um es an die bezeichnete Stelle zu führen. Nur das ernst-freundliche Zureden des Gutsbesitzers konnte das edle, kluge Thier so weit beruhigen, daß es sich von dem Jungen geduldig führen ließ.

Der Weg, den die beiden Männer jetzt einschlugen, war in der That ein beschwerlicher. Eine kleine Strecke ging es noch durch den Hochwald, und wenn der Pfad auch immer verwachsener wurde und die Aeste so dicht herüberhingen, daß die riesige Gestalt des Rechower sich kaum dazwischen durchwinden konnte, so hatten Beide doch noch festen Grund und Boden unter den Füßen. Allmälig ging der Wald aber in ein Erlengebüsch

und dieses dann wieder in einen Sumpf über. Jetzt war in der That das Fortkommen sehr schwierig, und nur der hartnäckige Trotz des alten Gutsbesitzers, der, was er einmal begonnen hatte, auch so leicht nicht wieder aufgab, bestand auf einer weiteren Fortsetzung des Weges. Es führte zwar ein schmaler Fußsteig durch den Sumpf, allein der häufige Regen in der letzten Zeit hatte diesen so überschwemmt, daß nur einzelne höhere Bülten daraus hervorragten. So mußten denn die beiden Wanderer immer häufiger von Bülte zu Bülte springen, was von dem Jagdvogt trotz seines hohen Alters mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, wie solche nur eine lange Uebung hervorbringen konnten, von dem Rechower aber ungleich schwerfälliger geschah. Wiederholt sprang Letzterer zu kurz, verfehlte die Bülte und plumpste dann oft bis hoch über die Kniee in den Morast hinein, so daß das braune Sumpfwasser weit umher spritzte. Der Forstwart mußte öfters seinem Herrn dabei hülfreich die Hand geben, um ihn aus dem zähen Schlamm wieder herauszuziehen, da er ohne dessen Beistand sich allein nicht heraushelfen konnte. Zwar fluchte der Rechower bei allen solchen Unfällen nicht wenig, bestand aber trotzdem hartnäckig darauf, auf diesem Pfade durch den Sumpf

seinen Weg weiter fortzusetzen. Ungefähr eine Stunde mochten die beiden Männer sich mühsam und langsam fortgearbeitet haben, als sie bei der Fischerhütte des alten Hennings anlangten. Eine ödere, mehr von jeglichem menschlichen Verkehr abgelegene Wohnstätte, als diese einsame Hütte war, konnte nicht leicht gefunden werden. Auf der einen Seite lag sie von dem dichten, hohen Forst, der hier noch ganz einem Urwalde glich, auf der andern aber von dem Sumpfe umgeben, während das Meer die Begrenzung der dritten Seite bildete. Es hatte sich jetzt ein ziemlich heftiger Wind erhoben, wie er zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche fast alltäglich an der Ostseeküste herrscht, und so war das Meer sehr bewegt geworden. Die Spitzen der an den Strand rollenden Wellen waren mit weißem Schaum bedeckt, während dabei die Sonnenstrahlen den Wogen die eigenthümlich helle blaugrüne Färbung, die nur allein dem Meereswasser eigen ist, verliehen. Kein Segel war auf der weiten, unabsehbaren Fläche des Meeres bemerkbar, und nur zahllose Möven, die mit heiserem Geschrei sich umherjagten, belebten die sonst so stille Landschaft. Die Fischerhütte, welche, von wenigen mageren Sandfeldern eingefaßt, fast unmittelbar am Strande

lag, war ein kleines niederes Gebäude, dessen moosbewachsenes graugrünes Rohrdach bis dicht an den Boden reichte. Mehrere große, auf Pfählen zum Trocknen aufgehängte Netze, ein Gerüst, an dem die Flunder und Häringe gedörrt wurden, und das an den Strand gezogene Boot verriethen die Beschäftigung der hier wohnenden Familie. Es gehörte diese Hütte, denn ein Haus konnte man das schornsteinlose Gebäude, wo der Rauch des Herdes aus allen Spalten und sonstigen Oeffnungen herausdringen mußte, kaum nennen, zu der Besitzung des Rechowers, welcher sie nebst den daranstoßenden mageren Feldern und dem Rechte, im Walde einige Kühe zu weiden, dem Fischer Hennings gegen eine Jahreslieferung von so und so viel Pfunden Fische verpachtet hatte.

Bei dem starken Winde konnte der Fischer ohnehin nicht im Meere fischen, und so traf der Gutsherr seinen Insassen zu Hause. Der Fischer war, wie alle norddeutschen Seeleute, ein ungemein kräftig gebauter Mann mit breiter Brust und starken Armen, hielt sich aber nach der Sitte seines Standes sehr vornüber gebeugt und ging latschig auf den Füßen. In seiner Jugend war er als Matrose lange Jahre auf allen Meeren umhergefahren, und hatte bei irgend einem Kampfe das

eine Auge eingebüßt, was dazu beitrug, die Wildheit seines Aussehens noch zu vermehren. Verwundert über die Erscheinung des Gutsherrn, der sonst sich oft in vielen Monaten nicht in diesem öden, abgelegenen Theile seiner weitläufigen Besitzung sehen ließ, kam der Fischer ihm schon mit tief abgezogener Mütze auf mehrere Schritte entgegen. Sein häßliches, schlumpiges Eheweib und vier bis fünf Buben und Mädchen, alle zwar ungewaschen und ungekämmt und in schmutziger, dürftiger Kleidung, dabei aber von Kraft und Gesundheit strotzend, mit derben, rothen Backen und klaren, blauen Augen, folgten neugierig in einiger Entfernung.

„Höre, Hennings, ich komme, um Dein Boot zu sehen und Dich zu fragen, ob Du damit sicher mich nach Stralsund fahren kannst," sprach der Rechower nach einer flüchtigen Begrüßung zu dem Fischer.

Erstaunt über eine solche Frage, blickte dieser seinen Herrn an, denn daß der Ritter, der sonst nur im Sattel seines Rosses sich behaglich fühlte, jetzt auf den Einfall kommen sollte, in einem offenen kleinen Fischerboote die sehr beschwerliche, ja selbst gefährliche Fahrt um den Dars herum nach Stralsund

zu unternehmen, wollte ihm doch noch nicht recht verständlich erscheinen.

„Ja, glotze mich nur nicht so an! — Wenn auch noch jetzt nicht, so könnte ich doch bald die Absicht haben, mit Deinem Boot nach Stralsund segeln zu wollen. Wie ist es, getraust Du Dich, mich dahin zu bringen? Ich weiß, Du hast die Fahrt früher schon häufig allein gemacht."

„Ja, Herr Ritter, das ist auch 'was Anderes, ob man eine Ladung Fische, oder einen vornehmen Edelmann im Boote hat. Unsereins ist auf der See groß geworden, und kann schon etwas wagen. Und dann, allstunds ist die Jölle für eine so lange Fahrt nicht fest genug, und ich bin auch man allein," antwortete im zögernden Tone der Fischer, sich dabei verlegen mit der breiten, hornharten Hand in dem struppigen grauen Haar kratzend.

„So — Du bist allein; und wo ist denn Jochen, Dein ältester Sohn, der im Winter zu Hause war? Ich habe ihm doch noch keinen Paß gegeben, daß er wieder zur See fahren kann!"

„Ja, Herr Ritter, das ist wohl wahr, allein, daß ich es gerade heraus sage, der Jochen ist vor einigen Wochen heimlich nach Stralsund gelaufen. Sie haben dort eine Seefahrer-Compagnie errichtet,

und dabei hat er sich anwerben lassen," erwiderte etwas verlegen und scheu der Fischer.

„So — so; also meine hörigen Leute laufen ohne Weiteres fort und nehmen in der Fremde Kriegsdienst, ohne daß ich, der Gutsherr, etwas davon weiß; das ist ja eine verfluchte Zucht. Na, da es aber eine gute Sache ist, jetzt in Stralsund zu kämpfen, so will ich gern ein Einsehen haben, und wünschen, daß Dein Jochen dort viel ausrichten möge," erwiderte der Gutsherr in einem Tone, der zwischen dem Verdruß, daß einer seiner hörigen Unterthanen ohne besondere Erlaubniß fortgelaufen war, und der heimlichen Freude, welche er über diese mannhafte That des Burschen empfand, schwankte.

„O, Herr Ritter, wenn Ihr es erlaubt, kann ich schon für den Jochen fahren. Ich kann die Segel schon schnell einsetzen und das Ruder fest fassen!" rief jetzt Hinrich, ein jüngerer Sohn des Fischers, ein derber, von Kraft und Gesundheit strotzender Junge von dreizehn bis vierzehn Jahren, indem er ohne Scheu vor den Gutsherrn herantrat.

„So ist es recht, mein Junge! Du wirst einmal ein tüchtiger mecklenburgischer Seefahrer werden, und fahre ich zu Boot nach Stralsund, so

sollst Du sicherlich mit," meinte freundlich der Rechower, der an dem kecken Wesen des Jungen ersichtliches Wohlgefallen hatte.

„Und nun höre, Hennings, da hast Du ein paar Thaler. Dafür kaufe in Ribnitz Theer und Heede, und setze das Boot gut in Stand, daß ich jede Stunde damit nach Stralsund segeln kann. Ob die Fahrt gefährlich und unangenehm oder nicht sein wird, ist meine, und nicht Deine Sorge," sprach der Gutsherr jetzt in befehlendem Tone zu dem Fischer, so daß dieser keine Erwiderung mehr wagte, indem er ihm zugleich einiges Geld reichte.

Von Klas begleitet', trat er nun den Rückweg an, vermied aber den Sumpf, und ging durch den Forst, wo er an der bezeichneten Stelle seinen Hengst, von dem tauben Jungen gehalten, wiederfand. Mit freudigem Gewieher und ungeduldigem Scharren mit dem Hufe in dem weichen Waldboden begrüßte das treue Thier seinen Herrn.

„Und nun adjes, Alter, und halte scharfen Aufpaß, daß kein fremdes Gesindel im Forste umherstreicht. Wer weiß, ob ich nicht bald wieder von Alt-Rechow fortreiten muß, und in der nächsten Zeit Dich besuchen kann," sprach der Gutsherr zu seinem treuen Diener, diesem dabei freundlich die Hand zum Abschiede reichend. Mit größerer Leich-

tigkeit, als er sonst in den letzten Jahren gezeigt hatte, schwang er sich nun in den Sattel seines Hengstes, und trabte dann schnell dem Gutshofe zu.

Schon konnte er deutlich die Strohdächer der hohen Kornscheunen des Alt-Rechow'schen Gutshofes in der hellen Frühlingsluft erkennen, als seine Aufmerksamkeit durch eine in voller Hast über die Felder sprengende Reiterin gefesselt wurde. Sein scharfer Blick sah gleich, daß es seine Tochter Louise war. „Oho, was bedeutet denn dies? Das Mädel jagt ja in dem weichen Boden so toll darauf los, als koste das Pferdefleisch kein Geld, und es mache ihr ein Vergnügen, sich den Hals zu brechen," rief er, und blies dann schnell einige Signale auf seinem Hüfthorn, die weit über die Felder ertönten. Die Reiterin hatte solche gehört, wandte schnell ihr schäumendes Roß und sprengte nun im schnellsten Carrière dem Vater entgegen, wobei der schlanke Hengst von der Berberrasse, den sie ritt, wie ein Vogel so leicht über einige dazwischenliegende Hecken und Gräben hinwegsetzte.

„Mädel, was treibst Du? Du jagst ja wie toll darauf los, und Dein Fuchs schäumt ja schon, daß er so weiß wie ein Schimmel aussieht," rief der Gutsherr mit seiner mächtigen Stimme schon von Weitem der Tochter zu.

„Gut, daß ich Dich treffe," antwortete diese, mit fester Hand ihr Roß dicht neben dem Vater parirend. „Auf dem Hofe ist vor einer Stunde ein starkes Commando Friedländischer Reiter eingetroffen, und der Officier sagt, er müsse Dich persönlich sprechen. Da dachte ich denn, daß Dir Gefahr bevorstehe, habe schnell den Selim mit der Trense aufzäumen, den ersten besten Sattel auflegen und ihn heimlich aus dem Stalle ziehen lassen. Unter einem Vorwande suchte ich dann mich auf einen Augenblick von dem Officier zu befreien, setzte mich auf das Pferd und jagte querfeldein, um Dich im Walde aufzusuchen und Dir Alles mitzutheilen. Wenn Dir Gefahr droht, Vater, so kannst Du noch schnell flüchten, denn die feindlichen Soldaten sind Küraßreiter, die mit ihren schweren Brabanter Rossen Deinen Hengst niemals einholen," rief das Mädchen in fast athemlosen Tone dem Vater zu. Gar schön sah sie in diesem Augenblick aus. Sie war in den letzten zwei Jahren noch größer und schlanker geworden, und hatte sich zur vollendeten Jungfrau entwickelt. Von dem eiligen Ritte hatte sich ihr langes, goldblondes Haar jetzt gelöst und hing in reichen Flechten weit über den Nacken; ihr schon stets so feuriges braunes Auge funkelte vor innerer

Aufregung gar prächtig, und das edelgeformte Gesichtchen glühte von dem schnellen Ritte. Ein schöneres Bild einer Diana hätte nimmermehr gefunden werden können, als in diesem Augenblicke das mecklenburgische Edelfräulein auf ihrem schäumenden Rosse zeigte. Der oft etwas frivol-sinnliche, leicht zum Uebermuth geneigte Ausdruck, der sonst mitunter wohl ihr Gesicht entstellte, hatte jetzt dem Gefühle der Sorge um das Schicksal des Vaters, zugleich aber auch dem der Freude, daß ihr der kühne Ritt gelungen war, und sie ihn noch rechtzeitig genug gewarnt hatte, weichen müssen. Es war dem Rechower nicht zu verdenkeu, daß sein Auge jetzt mit der stolzesten Vaterfreude auf der so schönen wie kühnen Tochter verweilte.

„Dank Dir, Louise, daß Du den Ritt gemacht. Wahrhaftig, wenn alle unsere mecklenburgischen Junker nur Dir glichen, so wollten wir die Feinde schon allein aus unserem Lande vertreiben," waren seine ersten Worte zu der Tochter. — „Also Friedländische Reiter sind wieder auf dem Hofe angekommen, und der Officier will mich persönlich sprechen. — Hm, das hat etwas zu bedeuten, und gewiß nichts Gutes, denn was könnte uns von diesen Feinden wohl Gutes kommen? — Aber fliehen will ich dennoch nicht. Es ist mir doch zu schimpf-

lich, so, ohne nur erfahren zu haben, was dieser Besuch bedeuten soll, von meinem eigenen Hofe zu fliehen," sprach er weiter zu der Tochter, die schweigend und in banger Sorge diesen Worten des Vaters lauschte.

„Sieh, Vater, da kommt schon eine Abtheilung der Reiter dort über den Berg geritten. Voran ist der junge, schöne Officier, der sie anführt auf seinem Schimmel. — Noch ist es Zeit; wenn Du fortjagen willst, so holen sie mit ihren schweren Pferden Dich nicht mehr ein," rief jetzt Louise, die Hand über die Augen zum Schutz gegen die Sonne haltend, und dabei scharf nach der bezeichneten Stelle hinsehend.

„Nein, keine Flucht — komme, was da wolle. Laß uns dem Officier entgegenreiten," antwortete der Rechower nach einer kleinen Pause des inneren Kampfes, und trabte, von der Tochter gefolgt, dem Reitertrupp entgegen.

Es waren Küraßreiter vom Regimente Savelli, welches jetzt in Mecklenburg lag, größtentheils alte, versuchte Kriegsknechte. An ihrer Spitze ritt auf einem edlen spanischen Hengste ein schöner, stattlicher Officier höheren Ranges, dessen einnehmendes Gesicht unverkennbar südliche Abkunft zeigte. Es war der uns bekannte Graf Strozzi, der da-

mals in Ungarn dem Herzoge von Friedland die Botschaft von dem Tode des Grafen Mansfeld überbracht hatte. Mit höflichem Anstand, den Hut mit dem hohen, rothen Federbusch abnehmend, parirte der Graf sein Roß vor dem Fräulein, und sprach in zwar fremdartigem, aber dabei wohlklingendem, geläufigem Deutsch: „Ach, mein schönes Fräulein, welch' Vergnügen, Sie hier wiederzufinden. Ich wußte gar nicht, wo Sie geblieben waren, als Sie so plötzlich verschwanden. Und dieser Herr ist Ihr Herr Vater, wenn ich nicht irre?

„Ja wohl, mein Herr Officier, ich bin der Gutsbesitzer und Ritter von Rechow auf Alt- und Neu-Rechow — und darf ich fragen, weshalb Ihr mich persönlich zu sprechen wünschet, wie meine Tochter mir berichtet hat?" sprach der Gutsherr mit würdevollem Anstand.

„Ich bin der Graf Strozzi, jetzt Oberstwachtmeister in dem kaiserlichen Regimente Savelli. Der Oberst Saint-Julien, wie Ihr wißt nunmehr Commissär des erlauchten Herzogs Albrecht von Mecklenburg hier im Lande, hat erfahren, daß Ihr, Herr von Rechow, große Bedeutung in der Ritterschaft Mecklenburgs besitzet und unter ihren Standesgenossen von Ansehen sind. Aus

diesem Grunde wünscht der Herr Oberst auch besonders Eure persönliche Anwesenheit bei der am 29. dieses Monats zu Güstrow stattfindenden Huldigung der Ritterschaft, und hat mir nun den ehrenvollen Auftrag ertheiltet, Euch mit aller Eurer Person gebührenden Rücksicht dahin zu geleiten," sprach der Graf Strozzi zwar mit großer Höflichkeit, dabei aber doch bestimmtem Nachdruck.

„Das heißt mit anderen Worten: ich soll als Euer Gefangener dort erscheinen, wenn ich nicht freiwillig kommen will. So weit ist also schon die Ritterschaft Mecklenburgs gedemüthigt, daß eins ihrer Mitglieder zur Ablegung des Huldigungseides gezwungen wird," antwortete der Rechower mit vor Zorn bebender Stimme.

„Beliebet die Sache nicht ärger anzusehen, als sie in der That ist. Wie ich mir schon erlaubte, Euch zu bemerken, lautet mein Auftrag ja dahin, besonders für die Bequemlichkeit Eurer Person Sorge zu tragen. Die Zeiten sind unsicher, und so glaubte der Graf Saint-Julien, es werde Euch auch erwünscht sein, den Ritt nach Güstrow unter meinem Schutze zu machen," erwiderte mit der größten Höflichkeit, die freilich nicht ganz ohne einen Anflug von Hohn klang, der junge Officier. Mit glühendem Ausdruck haftete sein dunkles Auge

dabei auf der Gestalt der Tochter, und es war unverkennbar, welchen mächtigen Eindruck deren reizende Erscheinung auf ihn gemacht hatte. So sehr Louise auch anfänglich in Sorge um den Vater gewesen war, so entging ihr der Eindruck doch nicht, den sie jetzt auf den jungen Officier ausübte, und wie nun einmal ihr Charakter war, schmeichelte dies ihrer Eitelkeit nicht wenig.

„Gegen eine Gewalt vermag ich nichts auszurichten, und so werde ich mich Eurem Wunsche fügen und morgen unter Eurer Escorte nach Güstrow reiten, mein Herr Graf," sprach der Gutsherr jetzt mit kalter Ruhe, und wandte dann schweigend sein Roß, um dem Hofe zuzureiten. In seiner Begleitung ritt der Graf Strozzi und seine Tochter, hinten folgten die Küraßreiter. Es gelang der Gewandtheit und Liebenswürdigkeit des jungen Grafen sehr bald, das Peinliche seines jetzigen Auftrags mehr in den Hintergrund treten zu lassen und mit Vater und Tochter eine lebhaftere Unterhaltung anzuknüpfen. Der Gutsherr selbst antwortete zwar nur ziemlich einsilbig und schien ersichtlich mit anderen Gedanken beschäftigt zu sein, seine schöne Tochter konnte es jedoch mit der ihr innewohnenden Koketterie nicht unterlassen, sich so zu zeigen, daß der leicht beweg-

liche Italiener sie nicht allein schön, sondern auch ungemein liebenswürdig finden mußte. Auch bei dem gemeinsamen Abendessen, welches bald Alle in dem Speisezimmer des Herrenhauses zu Alt-Rechow vereinigte, setzte sie dies Benehmen fort, um so das Peinliche, welches in dem ganzen jetzigen Verhältnisse lag, möglichst zu verwischen. So ausnehmend artig der Graf Strozzi sich auch fortwährend gegen den Rechower benahm, und ihn wiederholt bat, die gemeinsame Reise am andern Tage nach Güstrow ganz nach seiner Bequemlichkeit einzurichten und die Stunde zu bestimmen, welche ihm am passendsten für den Aufbruch sei, so ließ sich doch nicht verkennen, daß er ihn gewissermaßen als einen halben Gefangenen betrachtete. Auf der Hausflur stand ein Küraßreiter als Posten, eben so war das Hofthor besetzt, und als am Abend der Gutsherr noch einen Gang durch seine Ställe machte, folgte ihm ein Soldat in gemessener Entfernung. Diese Wahrnehmung trug gerade nicht viel dazu bei, seine ohnehin finstere Stimmung zu erheitern, und er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um seinen Jähzorn zu bekämpfen. Bei der Tochter hingegen schien die heitere Laune, da sie den Vater nunmehr aus jeder Gefahr wußte, sich noch mehr zu steigern, und sie

zeigte sich jetzt so munter und geistig belebt, daß der Graf immer mehr dadurch gefesselt ward. Solche blendende Erscheinung hatte er in der That hier auf einem abgelegenen mecklenburgischen Gutshofe nicht erwartet, ja er mußte sich gestehen, daß er ein Mädchen, welches sich an äußeren Reizen und geistiger Liebenswürdigkeit mit diesem schönen Edelfräulein vergleichen ließ, überhaupt bisher nicht häufig in seinem vielbewegten Leben gefunden hatte. Und doch konnte Graf Strozzi immerhin schon als ein gewiegter Kenner der Schönheit und Liebenswürdigkeit von Frauen gelten. Er selbst stammte aus einer der vornehmsten Adelsfamilien Mailands, dessen Frauen damals ihrer mannigfachen Vorzüge wegen eine fast europäische Berühmtheit genossen, und hatte später am kaiserlichen Hoflager in Wien und Prag stets in den ersten Adelskreisen der österreichischen Monarchie gelebt. So war er in der That einer der gewandtesten und elegantesten Cavaliere des ganzen Friedländischen Heeres, und ganz dazu geeignet, derartige Aufträge, wie sein jetziger war, mit der größten Rücksicht auszuführen. Der Oberst Saint-Julien hatte die Weisung des Herzogs wohl beachtet, da er den Graf Strozzi vorzugsweise zu derartigen Expeditionen auswählte.

Mit Louise von Rechow war aber nicht allein in ihrem Aeußeren, sondern mehr noch in ihrem Inneren seit jener Zeit, als vor anderthalb Jahren ihr Herz zuerst die süßen und doch oft wieder so traurigen Regungen der ersten Liebe zu fühlen begann, eine gar gewaltige Veränderung eingetreten. Der Junker von Blücher, den sie mit der vollen Kraft der glühenden Leidenschaft, wie solche nun einmal dies ungewöhnliche Mädchen erfüllte, liebte, und der in ihrem jungfräulichen Herzen zuerst Gefühle erweckte, die sie bisher nicht gekannt, hatte diese Neigung nicht erwidert. Er war überhaupt nur selten, und da nur auf kurze Stunden wieder nach Rechow gekommen, und hatte sich alsdann gegen Louise mit der kältesten Höflichkeit benommen. Zwar hatte das schöne, ungestüme Mädchen in ihrer glühenden Leidenschaft ihm einst ziemlich unzweifelhafte Zeichen ihrer Liebe für ihn gegeben, allein der eisig kalte Junker war gänzlich gleichgültig dabei geblieben, und hatte auch durch keine Miene seines Gesichts dabei verrathen, daß er irgendwie nur im mindesten davon berührt werde. Hatte er diese Andeutungen in der That nicht verstanden, oder nur nicht verstehen wollen? Louise war darüber in bangem Zweifel geblieben, der

niemals mehr gelöst wurde, denn sie hatte seitdem den Junker nicht wieder gesehen. Wär es absichtlich oder zufällig, der Junker von Blücher war seit Jahresfrist nicht wieder auf dem Alt-Rechower Hofe erschienen, und hatte überhaupt die ganze Gegend verlassen. Auf ihr Befragen bei seinem Vetter Schack erfuhr Louise, der Junker habe sein geringes Vermögen von einigen Tausend Thalern flüssig gemacht und sei damit in die weite Welt geritten, um irgendwo fremde Kriegsdienste zu nehmen. Wo dies aber sei und wie es ihm bisher ergangen war, wußte Niemand, wie denn natürlich in jener Zeit der Verkehr ungleich mangelhafter war, und die Menschen viel häufiger ohne Nachricht von einander blieben, als dies jetzt bei unseren Eisenbahnen, trefflichen Posten und Telegraphen möglich ist. Gar manche bittere Thräne des Schmerzes um diese unerfüllte Liebe hatte Louise in ihrem stillen Kämmerlein geweint, und selbst ihre Schönheit einige Zeit durch die verschiedenen, ihre Brust verzehrenden Gefühle gelitten. Jetzt war dies freilich schon überwunden, und die Leidenschaft, die keine Nahrung gefunden, bereits vollständig erloschen. Ja, wie dies häufig bei derartig organisirten Naturen der Fall zu sein pflegt, die unerwiderte Liebe war zu einem Gefühle

der inneren Abneigung, ja selbst des Hasses geworden. Louise fühlte ihren Stolz verletzt, daß der Junker von Blücher so gleichgültig gegen sie geblieben, und ihr tiefstes Gefühl empörte sich bei dem Gedanken, daß der Mann, dem sie ihre Liebe gezeigt, nicht allein solche unerwidert gelassen, sondern vielleicht sogar im Geheimen über solche rücksichtslose Aeußerung ihres innersten Gefühls gespottet haben möchte. Und doch gab es wieder manche Stunde, wo sie daran zweifelte, ob der Junker ihre Andeutungen denn auch wirklich verstanden habe, ob er nicht vielleicht zu schüchtern gewesen sei, ihr ebenfalls seine Gefühle zu gestehen, oder nicht etwa ein wohlberechtigter Mannesstolz ihn, den armen Edelmann ohne Vermögen und Zukunft, davon abgehalten, um die Hand der sehr reichen Erbtochter, die sie ja war, anzuhalten. In den Augenblicken solchen Zweifels erfüllte sie gewaltiger Zorn gegen sich selbst, daß sie nicht noch offener und rücksichtsloser sich gegen den Junker gezeigt, seine Schüchternheit nicht mehr ermuthigt, und so vielleicht die Schranken, die ihn jetzt auf immer von ihr trennten, durchbrochen habe. War es nicht etwa möglich, daß gerade diese unglückliche, hoffnungslose Liebe für sie den Geliebten jetzt in die weite Welt und in ferne

Kriegsdienste getrieben hatte? O, dieser Gedanke schon war ihr fürchterlich. Und doch mußte sie sich bei ruhigem Nachdenken wieder selbst sagen, daß dies ganz unmöglich sei, daß sie sich offen, ja selbst sogar zu offen gegen den Geliebten gezeigt habe, und es diesem wirklich nicht an Gelegenheit gefehlt, ihr seine Liebe zu gestehen, wenn er wirklich solche jemals gefühlt hätte. Es waren schwere Stürme des Zweifels und der Sorge, des Unmuthes und der Hoffnungslosigkeit, welche das schöne Edelfräulein hierin in dem letzten Jahre durchgekämpft hatte. Wenn auch bei ihrer vollen Jugendschönheit sich äußerlich die Spuren solcher Kämpfe nicht bemerklich machten, so war ihr Inneres doch nicht unverletzt daraus hervorgegangen. Diese Liebe ohne Hoffnung und Erwiderung hatte nicht günstig auf den Charakter Louisens gewirkt, sondern im Gegentheil die schlimmen Anlagen, die ohnehin schon in ihr schlummerten, nur mehr geweckt und schärfer hervorgehoben. Sie war frivol-übermüthiger und egoistischer geworden, und wenn eine sanfte, unbewußte Weiblichkeit ohnehin nicht zu den besonderen Eigenschaften des sonst körperlich wie geistig so reich von der Natur ausgestatteten jungen Mädchens gehörte, so trat diese jetzt immer mehr zurück. Dazu kam, daß seit dem

Tode der Mutter die verwaiste Tochter ohne jeden näheren weiblichen Umgang, der veredelnd und mildernd etwa auf sie hätte einwirken können, blieb, und auch der Vater durch seine langen Ausflüge vielfach vom Hause abwesend gehalten wurde. So nahm das ganze Wesen des Fräuleins denn immer mehr einen übermüthigeren, herausfordernden, unweiblichen Charakter an. Sie hielt zwar die ganze weitläufige Wirthschaft streng in Ordnung, hieb aber selbst mitunter, wenn sie in Zorn — diese schlimme Eigenschaft, die sie vom Vater geerbt hatte — gerieth, mit der Reitpeitsche zwischen die leibeigenen Knechte und Mägde, und schon der leiseste Widerspruch gegen ihre Anordnungen konnte sie heftig erzürnen. Dabei war sie im Allgemeinen übrigens gutmüthig und freigebig, spendete gern mit reicher Hand, und sorgte besonders auch werkthätig für die Kranken und Schwachen auf dem Gute und im Dorfe. So hegten zwar alle Gutsinsassen keine geringe Furcht vor ihrem schönen, wilden Fräulein, mochten sie aber trotzdem doch gern leiden, und fanden gar Vieles an ihr, was ihnen im höchsten Grade zusagte. Wenn das Mädchen im einfachen Reitkleide auf den flüchtigen Rossen, die sie jetzt ritt, im sausenden Galopp durch das Dorf sprengte, dann sahen

alle Insassen nicht ohne einen gewissen Stolz ihr nach. „So'n Fröölen, wie dat is, gift dat in ganz mecklenbörg'sche Land nich miehr. Die hät den Düwel im Lief, und Gott bewohre den Mann, den see eenst friet, äber för uns is see helgood," sagte dann wohl einer der alten Hoftagelöhner zum andern. War sie doch auch schon unter dem Namen das „wilde Fräulein" zehn Meilen weit in der Runde bekannt, ohne daß man nöthig hatte, ihren Namen nur dabei zu nennen. Auf den muthigsten und schnellsten Hengsten, gefolgt von einer klaffenden Meute Hatzhunden, quer durch die Felder und Wälder zu sprengen und kein Hinderniß dabei zu scheuen, war ihre höchste Lust, und auf den Hetzjagden auf Hirsche, Wildschweine, ja selbst mitunter auf Wölfe, wie sie damals im Mecklenburgischen noch so häufig stattfanden, konnten kaum die kühnsten Reiter jetzt mit ihr um die Wette reiten. Selbst der Vater, so sehr dieser kühne Sinn der Tochter sonst auch seinem eigenen Wesen zusagte, und so gern er sich an ihrem Reiten erfreute, ging dieses wilde Treiben doch mitunter zu weit. Er hob dann warnend den Finger und brummte halb freudig, halb verdrießlich einige gut gemeinte Ermahnungen. Doch was half dies wohl bei einer solchen

Tochter, die sich nicht im mindesten daran kehrte. So fest und energisch aber der alte Rechower sonst auch aufzutreten vermochte, so hatte er Louise gegenüber doch schon längst jede Autorität gänzlich verloren.

Ihren Vetter, den Junker von Bose, der ihr besonders wohl in Betracht ihrer zu erwartenden reichen Erbschaft so eifrig huldigte, hatte sie längst verabschiedet. Gerade zur Zeit ihrer schwersten innersten Kämpfe wegen ihrer Liebe für den Junker von Blücher war der Vetter wiedergekommen, um in wohlgesetzten, zierlichen Worten seinen Antrag um ihre Hand bei ihr vorzubringen. Erstaunt hatte das Mädchen ihn ruhig ausreden lassen, und war dann in ein lautes, schallendes Gelächter ausgebrochen.

„Wollt Ihr einen Spaß machen, Vetter, da gerade jetzt die Fastnachtszeit ist, oder ist Euch vielleicht der starke Wein des Vaters schon am Morgen zu Kopfe gestiegen, daß Ihr solchen Unsinn faselt?" rief sie dann in spöttischem Tone aus.

Zwar gerieth der Junker von Bose über eine solche Aufnahme seines Antrags nicht wenig in Erstaunen; allein er faßte sich wieder und sprach noch einmal von seiner begeisterten Liebe für sein schönes Bäschen, und wie er nur allein an

ihrer Hand sein künftiges Glück auf Erden finden könne.

Als er zum zweiten Mal geendet, da trat Louise dicht an ihn heran, und mit ihren blitzenden Augen seine schwächliche, elegante Gestalt in der zierlichen Tracht eines Stutzers jener Zeit von oben bis unten ansehend, sprach sie fest: „Also in der That, solch' Antrag ist Euer Ernst, Herr Vetter. — Nun, da muß ich mich freilich sehr davon geehrt fühlen, aber ihn auch eben so fest und bestimmt ablehnen. — Nein, mein guter Vetter" — und ihre Stimme nahm jetzt einen gar spöttischen Ton an, „für die Louise von Rechow seid Ihr denn doch kein Mann, da muß Einer ganz anders auftreten, wenn er die fesseln will, daß sie ihn gern als ihren Herrn und Gebieter anerkennt. Und dann bedenkt doch, Vetter, was würden alle die zierlichen, eleganten Dämchens an dem kurfürstlichen Hofe zu Dresden, deren Adonis und erklärter Anbeter Ihr bisher gewesen seid, wohl für Gesichter machen, wenn Ihr plötzlich so ein uncivilisirtes wildes mecklenburgisches Landfräulein in ihre Mitte brächtet? Hu! — ich kann mich ordentlich schon vor dem Gedanken grauen, in der Mitte aller dieser Damen zu erscheinen, und glaube fast, ich müßte mich schon

in Acht nehmen, daß sie mir mit den langen Nägeln an ihren wohlgepflegten Fingern nicht am Ende gar die Augen auskratzten. Also nehmt guten Rath von mir an, Vetter Bose, und sucht Euch Euer zukünftiges Ehegespons unter den Fräuleins in Dresden aus. Es heißt ja: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen" — also werdet Ihr auch dort nicht lange vergeblich zu suchen haben; ich für meine Person hege nun einmal gar kein Verlangen nach Eurer Hofluft und Euren Hofkreisen." Damit hatte sie dem verdutzt dastehenden Junker noch ein tiefes, spöttisches Abschiedscompliment gemacht und war dann schnell zum Zimmer hinausgeeilt.

Der Junker von Bose, dem die reiche Mitgift gar sehr gefallen mochte, hatte sich trotz dieser unumwundenen Ablehnung durch die Tochter doch nochmals mit seinem Antrage an den Vater gewandt. Aber auch hier machte seine Bewerbung kein sonderliches Glück.

„Ja — ja, Vetter, ich für mein Theil hätte wohl nichts dagegen, Euch als Schwiegersohn anzunehmen, und wegen der Auseinandersetzung mit dem Vermögen würde sich die Sache auch recht gut machen. Aber für die wilde Dirne, die

Louise, paßt Ihr nun doch einmal nicht, die muß einen Mann bekommen, der Haare auf den Zähnen hat, und ihr imponirt, oder die Sache würde ein übles Ende nehmen. Und dann, Vetter, was soll so eine mecklenburgische Landpomeranze wohl an Eurem feinen und eleganten Hofe zu Dresden? Die würde dort eben so schlecht an ihrem Platze sein, als wenn eine von Euren feinen Edelfräuleins aus Sachsen hieher auf ein mecklenburgisches Gut kommen, die Wirthschaft führen und vor Tagesanbruch schon in die Ställe zur Aufsicht gehen sollte. Nein, Vetter, Gleich und Gleich paßt am besten zu einander, und so schlagt Euch die Geschichte aus dem Sinn; — kommt jetzt und laßt uns einen gehörigen Humpen Rheinwein zusammen leeren, der hilft am besten alle solche dummen Liebesgedanken vertreiben, das weiß ich noch von meinen jungen Jahren her, wo ich auch öfters verliebt war," hatte der Rechower ihm geantwortet.

So war denn der Junker von Bose, dem dies wilde und mitunter wohl etwas rohe Leben auf dem Alt-Rechower Gute auf die Länge immer weniger behagte, bald nach erhaltenem Korbe wieder nach Dresden zurückgereist. Er bekleidete jetzt dort eine Hofstelle an dem glänzenden Hofe

des Kurfürsten, und ward auch häufig zu diplomatischen Reisen und Aufträgen benutzt, wozu sich sein elegantes und feines Wesen auch in jeder Hinsicht vortrefflich eignete.

Mit den übrigen jungen Männern, deren Zahl aber nicht groß war, mit denen das wilde Fräulein in dem letzten Jahre zusammengekommen, hatte sie ein übermüthiges, ja selbst mitunter auch wohl etwas frivoles Spiel getrieben. Es war aber auch, seit der Junker von Blücher das letzte Mal auf dem Alt-Rechower Gutshofe sich hatte sehen lassen, kein junger Mann daselbst erschienen, der nur irgendwie ihre Aufmerksamkeit im mindesten zu fesseln vermochte. Unter den mecklenburgischen Junkern der Nachbarschaft, die ziemlich häufig zu Jagden, und in früherer Zeit auch wohl zu den Trinkgelagen daselbst erschienen, waren zwar mehrere hübsche, kräftige Männer, mit denen sie über Pferde und Hunde umständlich sprechen konnte, und die ihr bei ihren wilden Jagdritten sehr erwünschte Begleiter abgaben, da sie sich zumeist als gute und kühne Reiter zeigten; im Uebrigen aber nahm sie an allen diesen Landjunkern auch nicht das mindeste Interesse. Manche waren ihr zu roh und plump in ihrem ganzen Auftreten, Andere wieder zu unwissend,

oder auch geistig zu beschränkt, als daß sie, sobald sie aus dem Sattel stieg, nur das geringste Wohlgefallen an ihnen hätte finden können. Sie ließ im Verkehr mit solchen Gästen ihrer ungebundenen Laune frei den Zügel schießen, behandelte sie oft mit Uebermuth, und trieb, wenn sie gar bemerkte, daß der eine oder der andere sich verliebt in sie zeigen und ihr Huldigungen erweisen wollte, häufig das tollste Possenspiel mit diesen. So verscheuchte sie etwaige Bewerber um ihre Hand aus diesem Kreise immer mehr, wenn auch noch Manche, angezogen durch ihre reiche Mitgift oder ihre Schönheit, nach Rechow ritten, um ihr Glück bei dem wilden Fräulein zu versuchen. Unter den Officieren des Friedländischen Heeres, welche in dem letzten Jahre nur allzuhäufig auf dem Gute einquartiert gewesen waren, hatte bisher kein einziger ihr nur das allermindeste Interesse einzuflößen vermocht. Größtentheils waren es rohe Gesellen, oft im Feldlager aufgewachsen, oder auch von niederer Herkunft, die weder Neigung noch Geschick besaßen, um mit einem Edelfräulein nur in den allermindesten geselligen Verkehr zu treten. So wenig als thunlich unterhielt sich Louise mit diesen ungeladenen Gästen, und wenn sie dies als Wirthin des Hauses nicht füglich vermeiden

konnte, so war sie möglichst kalt und einsilbig, und zeigte ein Benehmen, welches selbst dem Keckſten eine solche Scheu einflößte, daß er es nicht wagte, sich mit einer ungebührlichen Vertraulichkeit gegen sie zu benehmen. Zudem war Louise von Rechow als echte Tochter ihres Vaters bisher viel zu gut mecklenburgisch gesinnt gewesen, als daß sie nicht einen tiefen Haß gegen alle diese fremden Kriegsvölker, welche ihr Vaterland jetzt überzogen, die rechtmäßigen Fürsten verdrängen und einen Fremden an deren Stelle auf den Thron setzen wollten, hegte. Wie sehr beklagte sie oft, nicht als ein Junge geboren zu sein, um hoch zu Pferde mit Schwert und Faustrohr gegen den Wallenstein und dessen Heerschaaren fort und fort kämpfen zu können. Sie suchte daher, so weit in ihren Kräften lag, den Vater auch möglichst in seinen geheimen Bestrebungen gegen die Wallenstein'sche Herrschaft zu unterstützen, und war eine getreue Förderin aller seiner Pläne. Bei derartigen Gesinnungen hätte sie es aber nicht für möglich halten können, daß ein Wallenstein'scher Officier ihr jemals nur das allermindeste Interesse einflößen würde. Wahrlich, sie hätte den, der ihr solches prophezeit, als einen Tollhäusler ausgelacht. So war der innere Zu-

stand des schönen Fräuleins, als der Graf Strozzi zuerst in Alt-Rechow anlangte, um unter dem Vorwande ehrenvoller Begleitung ihren Vater zwangsweise nach Güstrow zur Huldigung zu geleiten, da der Oberst Saint-Julien sein Erscheinen dabei wünschte. Ihr Gemüth war öde und ohne Liebe, dabei von mannigfachen, sich widersprechenden Empfindungen zerrissen, und so äußerlich vergnügt, ja selbst übermüthig lustig sie auch oft erschien, so fühlte sie selbst sich doch ohne wahre Befriedigung. Eine derartige Natur, wie Louise von Rechow in allen ihren geistigen wie körperlichen Anlagen nun einmal war, mußte leidenschaftlich lieben, sowohl ihr sehnendes Herz, wie auch ihr heiß wallendes Blut verlangten gebieterisch nach einer Befriedigung dieser Gefühle, und so lange ihr solche versagt blieb, konnte sie nicht befriedigt sein. Ein derartiger Zustand aber ist bei einem jungen, schönen, in voller Jugendkraft erglühenden Mädchen, das dazu noch gewohnt war, alle ihre Neigungen und Wünsche frei zu äußern und von jedem etwaigen Widerstand auf das äußerste gereizt zu werden, ein ungemein gefährlicher. Die Vernunft kann dann gar leicht im Kampfe gegen die Leidenschaft unterliegen und die Gluth der erwachenden Liebe zu Thaten hinreißen, denen eine spätere

Reue unabänderlich nachfolgen muß, und durch welche das wahre innere Glück des Lebens für immer unwiderruflich vernichtet wird. Wohl dem jungen Mädchen, welches durch ein gütiges Geschick vor diesem inneren Kampfe bewahrt bleibt, und dessen erste, wahre Liebe auch eine solche ist, daß ein späteres ruhiges Glück es durch dies Erdenleben geleitet. Bei Louise von Rechow sollte dies nicht der Fall sein.

Als sich der Graf Strozzi zuerst bei ihr melden ließ, empfand sie gegen ihn den gleichen tiefen inneren Haß, den sie bisher gegen alle Friedländischen Officiere ohne Ausnahme gehegt hatte. Sie mußte sich bezwingen, um ihn anzunehmen, und ein unangenehmes Gefühl durchzuckte sie, als das Schwertergerassel und Sporengeklirr des feindlichen Officiers in der großen Wohnstube, in welcher sie ihn empfing, erklang. Und doch mußte sie sich gleich bei dem ersten Blick, den ihr Auge auf den Grafen warf, und nach den ersten Tönen seiner Stimme, welche in ihr Ohr drangen, selbst gestehen, daß dieser junge Friedländische Officier eine ungewöhnliche Erscheinung sei und in jeder Hinsicht sich überaus vortheilhaft von seinen übrigen Kameraden, die sie bisher gesehen hatte, auszeichnete. Seine schöne männliche Figur, gehoben

durch die reiche, bunt phantastische Tracht eines höheren Officiers der Kürassreiter, dann die edle Form seines südlichen Gesichts mit den langen, schwarzen Locken und dem feinen, gut gepflegten Kinn= und Knebelbart, sein selbstbewußtes und dabei doch sehr höfliches chevalereskes Auftreten, alles dieses vereint, bildete ein Ganzes, welches un= möglich unbemerkt an ihr vorübergehen konnte. Wie fremdartig und dabei doch einschmeichelnd klang seine Sprache, mit welchem Wohllaut, wenn auch mitunter etwas fehlerhaft und versetzt, wußte seine italienische Kehle die deutschen Worte, welche er ihr zu sagen hatte, auszusprechen. Und wie ungemein artig benahm er sich dabei persönlich gegen sie, wie höflich wußte er um Entschuldi= gung zu bitten wegen seiner, ihre Ruhe störenden Ankunft auf dem Gute. In der That, der Graf Strozzi war auch eine Persönlichkeit, wie Louise in ihrem bisherigen Leben solche nicht häufig gesehen hatte. Wie unvortheilhaft stachen diese oft nur zu plumpen, ungehobelten mecklenburgischen Landjunker die sich eigentlich nur im Pferdestalle so recht zu Hause fühlten, oder auch die rohen Friedländischen Of= ficiere, deren drittes Wort in der Regel nur ein ruchloser Soldatenfluch war, welche sie in der letzten Zeit nur zu häufig gesehen hatte, gegen diesen

Mann ab! Aber eben so wie Louise von dem Grafen Strozzi, so war auch dieser wieder von ihrer ganzen Erscheinung auf das höchste überrascht. Eine solche imponirende Schönheit hatte er wahrlich nicht auf diesem abgelegenen mecklenburgischen Landgute zu finden erwartet, ein so wahrhaft vornehmes Auftreten war ihm bisher unter diesen rothbäckigen, flachshaarigen mecklenburgischen Landfräuleins, die eigentlich nur für die Kinderstube oder die Küche paßten, noch niemals vorgekommen. Unwillkürlich ward er einem solchen jungen Mädchen gegenüber noch artiger und zurückhaltender in seinem ganzen Benehmen, als dies sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. So feierte Louise auch hier sogleich wieder den glänzendsten Triumph, der ihr nicht unbemerkt bleiben konnte und, wie nicht anders möglich, ihrer weiblichen Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

So peinlich dies dem Grafen Strozzi auch immerhin sein mochte, und unter so vielen höflichen Wendungen und schmeichelhaften Phrasen er den eigentlichen Zweck seines Auftrages auch zu umhüllen suchte, so konnte er zuletzt doch nicht umhin, dem schönen Edelfräulein zu gestehen, daß er den Befehl habe, ihren Vater unter allen Umständen nach Güstrow zu geleiten. Louise zuckte jäh zu-

sammen, als sie solche Worte gerade aus diesem Munde vernahm, und eine glühende Röthe färbte ihre Wangen. Solche Beschimpfung auf seinem eigenen Grund und Boden hatte der Ritter von Rechow bisher noch nicht zu erdulden gehabt, so schonungslos war die Wallenstein'sche Herrschaft bisher noch niemals in Mecklenburg gegen die Mitglieder der Ritterschaft aufgetreten. Das ganze stolze Blut der Rechows wallte in ihr auf, sie empörte sich bei dem Gedanken, daß ihr Vater vielleicht als Gefangener fortgeführt werden sollte, und ihr mecklenburgischer Patriotismus erwachte wieder in seiner vollen Kraft. Und gerade von diesem Manne, der, wie sie nicht läugnen konnte, sogleich bei seiner ersten Erscheinung einen so außergewöhnlichen Eindruck auf sie gemacht hatte, mußte ihr diese Botschaft werden; diese Lippen, deren Wohllaut sie so eben erst so gern gelauscht hatte, solche harte Worte gegen sie aussprechen. Sie empfand sogleich ein Gefühl des tiefsten Hasses und der bittersten Feindschaft gegen einen Mann, dessen Persönlichkeit sie so sehr angesprochen, und der sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft ihre besten Gefühle auf das tiefste verletzt hatte. Die meisten Friedländischen Officiere, welche sie bisher kannte, hatte sie nur verachtet, diesen

aber konnte sie hassen, ja mit voller Kraft hassen, das fühlte sie nunmehr. Er schien ihr ein ebenbürtiger Feind zu sein, gegen den zu kämpfen die größte Lust sein müsse, und sie nahm sich alsbald vor, mit der vollen Aufbietung aller ihrer Kräfte dahin zu streben, daß seine Pläne ihm mißlängen. Das erste Mittel hierzu war, den Vater zu warnen, damit er sich, wenn dies ihm nöthig scheine, noch frühzeitig genug durch eine Flucht retten könne. So suchte denn Louise die Aufmerksamkeit des Grafen Strozzi, der sie kaum aus den Augen ließ, auf kurze Augenblicke zu täuschen, eilte in den Stall, warf sich auf den kaum gezäumten und gesattelten flüchtigsten Hengst, den ihr Vater nur besaß, um diesem entgegenzusprengen. Wie sie ihre Absicht erreichte und welchen Entschluß ihr Vater faßte, ist uns schon bekannt.

Als der Graf Strozzi die Flucht des Mädchens, welche auf ihrem wilden Rosse mitten durch einen Haufen abgesessener Küraßreiter gesprengt war, erfuhr, fühlte sich seine Eitelkeit nicht wenig verletzt. Sein erfahrener Blick hatte wohl bemerkt, daß der erste Eindruck, den er auf das schöne Mädchen machte, kein unvortheilhafter sei, und ihr Auge, wenn auch nur verstohlen, mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihm verweile. So

hoffte er schon, auch bei dieser mecklenburgischen Schönheit einen eben so schnellen Triumph zu feiern, als dies bei so vielen üppigen und vornehmen Frauen in Mailand, Wien, Prag und anderen Städten früher so vielfach der Fall gewesen war. Nicht allein sein Herz, obgleich dies von der Erscheinung Louisens nicht unberührt geblieben war, freute sich darüber, sondern es paßte ihm auch vortrefflich in seine anderweitigen Pläne, wenn es ihm gelingen sollte, sich die ganze Liebe der Tochter des reichen und einflußreichen Ritters von Rechow zu erwerben. „Wir müssen Mecklenburg nicht allein durch das Schwert regieren, obgleich dies freilich das Meiste und Beste dazu thun muß, sondern auch alle anderen Hülfsmittel dafür dürfen nicht verschmäht werden, und je mehr ich erfahre, daß meine Officiere sich die Gunst der hübschen Töchter des Landes erworben haben, desto angenehmer soll dies mir sein," hatte der Graf Saint-Julien noch kürzlich zu den Officieren seines Stabes in Mecklenburg gesagt. Wie glänzend hätte aber Graf Strozzi nun debutirt, wenn es ihm sofort gelungen wäre, die Neigung eines so schönen und vielbegehrten Mädchens, wie Louise von Rechow war, zu erwerben! Und alle solche Zukunftshoffnungen zerstörte nun plötzlich dieser eilige Ritt

des Mädchens, der ihm nur zu deutlich zeigte, daß der Eindruck, den er auf sie gemacht, doch nur ein vorübergehender sein müsse, und sie größere Neigung verspüre, ihn zu fliehen und seine Pläne zu durchkreuzen, als ihm dereinst in Liebe unterwürfig zu werden. Er schäumte vor Wuth, als er diese Flucht erfuhr, und die Reiter, welche solche nicht verhindert hatten, mußten den ganzen Ungestüm seines Zornes empfinden. So schnell als möglich ließ er einige Abtheilungen aufsitzen und setzte sich selbst an deren Spitze, um, wenn es irgend gelingen wollte, die Flüchtigen noch einzuholen. Wie angenehm ward er daher überrascht, als ihm der alte Rechower jetzt in Begleitung seiner Tochter entgegengeritten kam, und er sich nun seines Auftrages gegen diesen ungesäumt entledigen konnte.

Die Unterhaltung, welche Graf Strozzi sowohl bei dem Heimritt nach dem Gute, wie auch im Verlauf des Abends mit dem Rechower und auch mit dessen Tochter pflog, war eine sehr einsilbige. Er empfand es sehr, daß er jetzt ein höchst unwillkommener Gast in diesem Hause war, und besonders der alte Rechower in seiner derben Offenheit machte kaum den Versuch, seine Abneigung gegen den neuen Herzog, wie auch gegen alle dessen

Officiere nur im mindesten zu verhehlen. Bei der Tochter erregte besonders auch der Umstand, daß der Vater ihre Warnung nicht beachtet, trotzdem zum Hofe zurückgekehrt war, und somit ihr wilder Ritt unnütz gewesen, ein gewisses Gefühl der Beschämung. Ungleich lieber fast hätte sie es gesehen, wenn der Vater die Flucht ergriffen und sie dadurch als seine Retterin den Feinden gegenübergestanden. Und dazu jetzt die sehr höflichen Complimente, welche der Graf Strozzi ihr über ihr kühnes und schnelles Reiten sagte, und daß es ein bezaubernder Anblick gewesen, als sie auf ihrem muthigen Rosse durch die Haufen seiner scheu zurückweichenden Kürassreiter gesprengt sei. Er habe in dem Augenblick nur bedauert, daß er nicht auch schon zu Roß gewesen sei, um einen Wettritt mit ihr wenigstens zu versuchen, obgleich er sicherlich dabei besiegt worden, und seine Landsleute, die besten Maler Italiens, hätten gewiß viel darum gegeben, wenn sie wie er den Anblick des so wild dahinstürmenden Fräuleins genossen, denn ein schöneres Modell für das Bild einer Diana würden sie nimmermehr finden können. Und alle diese Worte sprach er mit so seltenem Wohllaute der Stimme, seine Manieren waren dabei so artig, seine ganzen Umgangsformen hatten etwas so Ge-

winnendes und stachen so ungemein vortheilhaft von dem Betragen der plumpen mecklenburgischen Landjunker und der rohen Friedländischen Officiere ab, daß Louise selbst mit sich irre wurde, ob alle diese vielen Lobeserhebungen nur Spott oder — wirkliche Wahrheit wären. Sie fühlte oft, wie der Zorn über alle solche Worte in ihr auflodern wollte, und doch wieder mußte sie sich zu ihrem eigenen Verdrusse gestehen, daß sie nicht ungern zuhörte; sie haßte den Grafen, und hätte viel darum gegeben, wäre sie ein Mann gewesen, um mit dem blanken Schwert im Zweikampfe ihm gegenüberstehen zu können, und doch, als sei es von einer höheren unsichtbaren Macht gelenkt, wandte sich ihr Auge immer von Neuem wieder ihm zu, und ihr Blick konnte nicht müde werden, auf seiner Gestalt zu haften. Der Junker von Blücher war in seiner männlichen Kraft und edlen Einfachheit wohl eine Persönlichkeit gewesen, welche sehr leicht die Liebe in dem Herzen eines jungen, siebzehnjährigen Mädchens erwecken konnte, aber hinsichtlich seines gewandten Benehmens, seines ritterlichen Auftretens und gar seiner anmuthigen Unterhaltungsgabe konnte er nicht im mindesten den Vergleich mit diesem so reich begabten italienischen

Cavalier bestehen; darüber täuschte sich Louise nicht mehr.

Graf Strozzi war ein zu erfahrener Menschen- und besonders Mädchenkenner, als daß es ihm entgehen konnte, wie trotz ihres feindseligen, seine Pläne durchkreuzenden Benehmens gegen ihn das schöne mecklenburgische Edelfräulein sich dennoch seiner Gewalt nicht ganz zu entziehen vermochte. Für jetzt freilich war die Zeit zu kurz, um seine Pläne weiter zu verfolgen, da er schon am nächsten Morgen in aller Frühe mit dem Gutsherrn nach Güstrow reiten mußte; wenn es aber später irgendwie nur seine Dienstgeschäfte gestatteten, das heute begonnene Werk noch weiter fortzusetzen, so war dies seine feste Absicht.

So trennte er sich denn am Abend mit artiger Verbeugung und den höflichen Entschuldigungsworten, wie tief er es in jeder Hinsicht beklage, daß seine dienstlichen Pflichten ihn dazu gezwungen hätten, hier mit einem unangenehmen Auftrage zu erscheinen, von dem Fräulein. Da der Wegritt am andern Morgen in aller Frühe erfolgen mußte, wenn man bei den schlechten Wegen in einem Tage Güstrow erreichen wollte, so war es erwünscht, daß alle sich zeitig zur Ruhe begaben.

Trotzdem, daß der Rechower sich freiwillig gestellt hatte, versäumte Graf Strozzi als erfahrener Officier es nicht, einige Posten im Hause und auf dem Hofe in der Weise aufzustellen, daß der Gutsherr jetzt nicht mehr sich heimlich zu entfernen vermochte, selbst wenn dies in seiner Absicht gelegen hätte. Die Nacht verging aber ruhig und ohne die mindeste Störung.

Eine tiefe Dunkelheit bedeckte noch die Gegend, da war in aller Frühe schon der Rechower zum Ritte nach Güstrow gestiefelt und gespornt. Auch seine Tochter war schon früh auf, um von dem Vater Abschied zu nehmen und das Nöthigste, was etwa in seiner Abwesenheit auf dem Hofe geschehen sollte, mit ihm zu besprechen.

„So bald als möglich werde ich suchen wieder aus dem Güstrow, wo jetzt eine Luft wehet, welche einem echten mecklenburgischen Edelmann die Brust beengen und das Herz zuschnüren muß, fortzureiten und hieher zurückzukommen; bis dahin halte Dich so brav und vernünftig, wie ich es schon von Dir gewohnt bin, und sieh' auch nach Haus und Hof und Feld und Wald," sprach der Alte zum Abschiede noch zu seiner Tochter.

Der Graf Strozzi, der mit militärischer Pünktlichkeit zur vorher bestimmten Stunde ebenfalls

ganz zum Fortreiten gerüstet war, hatte noch gehofft, einen persönlichen Abschied von dem schönen Fräulein nehmen zu dürfen. Er fand sich aber hierin getäuscht, denn Louise erschien in dem gemeinsamen Speisezimmer und auf der Hausflur nicht mehr. Aus Rache über diese Täuschung, auch wohl um später vielleicht einen besseren Vorwand zu seinem baldigen Wiedererscheinen auf dem Hofe zu erhalten, befahl der Graf plötzlich, daß eine Abtheilung von fünfundzwanzig Küraßreitern hier bis auf Weiteres als Einquartierung zurückbleiben solle. Es war dies zwar eine Verfügung, welche den Gutsherrn wie seine Tochter äußerst unangenehm berührte, allein was wollten sie dagegen machen, als sich in schweigender Geduld fügen.

Noch in grauer Morgendämmerung ritt der Zug ab. Eine starke Abtheilung Küraßreiter des Savelli'schen Regiments bildete die Escorte, die mit einer voraufgeschickten Patrouille, ganz so wie es zu Kriegszeiten üblich ist, marschirte. An der Seite des Grafen ritt der Rechower auf seinem mächtigen Hengste; hinter ihm folgten zwei Leibdiener, von denen einer ein stark beladenes Packpferd an der Hand führte. Vergebens hoffte der Graf Strozzi, daß Louise, von der er wußte, daß

sie bereits auf war, noch in dem letzten Augenblicke des Abschiedes vor der Thür erscheinen werde allein er fand sich auch hierin getäuscht. Zwar hatte es auf der einen Seite das Mädchen mit aller Macht dahingezogen, dies zu thun, allein ihr Stolz verhinderte sie hieran, und sie mußte sich selbst sagen, daß es besser sei, wenn es nicht geschehe.

Als der lange Reiterzug aber im düstern Grauen von dem Hofe ritt, und der Trompeter der Küraßreiter gleichsam zum Abschiede eine schmetternde Fanfare blies, da stand in dem Zimmer des Hauses, von wo aus man die freieste Aussicht genoß, eine tief in ihren Mantel gehüllte Frauengestalt, und blickte den Fortreitenden nach, so lange ihr Auge nur die Umrisse ihrer Gestalten noch zu erspähen vermochte.

„Ich muß ihn hassen, ja bitter hassen, diesen übermüthigen italienischen Fremdling, der jetzt meinen Vater gleich einem Gefangenen vom eigenen Hofe fortführt, und wie uns zum Hohne dabei noch eine Einquartierung zurückläßt. Und — doch fühle ich, daß ich ihn mit voller Leidenschaft lieben könnte, denn einen Mann, wie er es ist, sah ich noch niemals," sprach sie halbleise zu sich selbst und ging dann in die Ställe, sich das flüchtigste Roß dort

satteln zu lassen. So ungestüm und rücksichtslos wie heute hatten die Dorfbewohner ihr wildes Fräulein noch niemals durch die Felder und Wälder dahinsprengen sehen. War es doch gleichsam, als suche Louise im raschen Fluge des schäumenden Rosses dem Kampfe der widerstreitenden Gefühle, die ihre Brust durchtobten, zu entrinnen. Ein vergebliches Bemühen; denn was des Menschen Herz in seiner innersten Tiefe durchbebt, sei dies nun Leid oder Freude, das kann nichts Aeußerliches ihm zerstören. Das abgehetzte, schwer keuchende Pferd gebot ihr endlich dringend die Heimkehr; die innere Ruhe, die sie suchte, brachte sie jedoch nicht mit daheim, ja sollte sie niemals mehr finden.

Ende des zweiten Bandes.



Druck von G. Pätz in Naumburg